MIRAKEL

Macabros

DAN SHOCKER



Nr. 72

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.80
Schwed. Kr. 3.75 incl. moms
Italien L 600; Spanien Pts 60
Printed in Germany

Nh'or Thruus Unheil-Schläfer



Nr. 72

Nh'or Thruus Unheil-Schläfer

9. Mirakel-Abenteuer

Die Nachmittagssonne stand tief über dem Frankfurter Hauptbahnhof.

Autos wälzten sich durch die Straßen, Stoßstange an Stoßstange, eine Springflut aus Blech, die sich jeden Tag um diese Zeit über den Asphalt ergoß. In der schwülen Luft wirkte der Geruch der Abgase ätzend und erschwerte das Atmen.

»Rot! Verdammt!« stieß Bechler zornig hervor und trat auf die Bremse. Mit leise quietschenden Reifen kam der Lieferwagen knapp vor dem Zebrastreifen zum Stillstand.

Der dicke, verschwitzte Mann hinter dem Steuer zündete nervös eine Zigarette an und blickte ungeduldig auf die Uhr. Fast fünf!

»Zum Teufel!« fluchte er unbeherrscht.

Endlich leerte sich der Fußgängerüberweg, und die Ampel sprang wieder auf Grün. Erleichtert gab Bechler Gas, der klapprige Lieferwagen setzte sich in Bewegung und *surrte* gleichmäßig die breite Hauptverkehrsstraße entlang.

Die Frankfurter Innenstadt ähnelte um diese Zeit einem aufgeschreckten Bienenstock.

Ein verbeulter Volkswagen zog mit röhrendem Motor an Bechler vorbei und schoß in die Lücke, die sich plötzlich zwischen dem Lieferwagen und dem vorderen Fahrzeug gebildet hatte.

»Sonntagsfahrer!« brüllte der Dicke und machte eine bezeichnende Geste. »Du hast deinen Führerschein wohl in der Lotterie gewonnen!« Mit einer Verwünschung warf er die halb aufgerauchte Zigarette aus dem heruntergekurbelten Fenster.

Plötzlich blinzelte Bechler verwirrt.

Was, zum Teufel, war denn das?

Unwillkürlich verlangsamte er die Geschwindigkeit und ignorierte das drängende Hupen der nachfolgenden Autos.

Mitten auf der Straße hatte es plötzlich zu flimmern begonnen; von einer Sekunde zur anderen schien die Luft zu glühen und zu wabern.

Der Volkswagen bremste, aber es war schon zu spät. Die Kühlerhaube berührte den orangenen Glanz.

Eine Explosion zerriß Bechler fast das Trommelfell. Irgendein eckiger Schatten huschte durch die Luft und traf die Windschutzscheibe des Lieferwagens. Das Glas zersplitterte klirrend in tausend Teile.

Bechler schrie und fühlte es warm und klebrig über die Wange rinnen. Ächzend scherte der Lieferwagen aus und holperte über die Bordsteinkante. Haarscharf vorbei an vor Entsetzen erstarrten Passanten bohrte er sich dann mit ohrenbetäubendem Getöse in das Schaufenster einer Boutique.

Panik erfüllte den dicken Mann. Mit einem Ruck öffnete er die verzogene Tür und sprang benommen auf den Boden. Unter seinen

Füßen knirschte Glas.

Von irgendwoher erklangen angsterfüllte Schreie, immer wieder vermischt mit dem Scheppern der Karosserien, wenn orientierungslose Fahrer die Kontrolle über ihre Wagen verloren und mit anderen Fahrzeugen kollidierten.

Geblendet hielt Bechler die Hand vor Augen. Er konnte kaum etwas sehen. Der Feuerball auf der Straße strahlte so hell wie die Sonne.

»Mein Gott, was ist das?« flüsterte der Mann verwirrt.

Jemand rempelte ihn an und rief ihn zurück in die Wirklichkeit. Allmählich gewöhnten sich seine Augen an das stechende Licht.

Die Straße ähnelte einem Trümmerfeld.

Dutzendweise hatten sich die Autos ineinander verkeilt, und durch das Gewimmer der Hupen drangen leise und schwach die Schmerzenslaute der Verletzten.

Von dem Volkswagen, dessen Kollision mit der rätselhaften Erscheinung das Drama ausgelöst hatte, war bis auf einige verbogene Trümmerteile nichts mehr zu sehen.

Überall wimmelte es von Menschen, die aufgeschreckt durch den Lärm die Geschäfte verließen und sich neugierig auf dem Gehweg drängten.

Bechler griff an die Stirn. Seine Finger waren voll Blut, und erst jetzt fühlte er den Schmerz der langen Schnittwunde, die ihm die Splitter der Windschutzscheibe zugefügt hatten.

Unvermittelt erlosch der Feuerball.

Die Menschen verstummten. Bechler befeuchtete nervös die trockenen Lippen, als ein Donnerschlag die Stille zerriß.

»Nein!« ächzte Bechler. Sein Gesicht verzerrte sich und wurde zu einer kalkweißen Grimasse.

Vor ihm auf der Straße, umgeben von einem Ring verkeilter Autowracks, räkelte sich eine monströse, giftgrün schillernde Schlange. Langsam drehte sich der Reptilienschädel, und zwei schmale, rötlich glühende Augen musterten die verstört zurückweichenden Menschen…

*

Bechler reagierte rein instinktiv.

Mit einem Schrei wirbelte er auf dem Absatz herum und drängte sich rücksichtslos durch die furchtsam kreischende Menge. Seine Flucht wirkte wie ein Signal.

Jeder wollte so schnell wie möglich aus der Nähe des unheimlichen Reptils. In ihrer Angst schlugen die Menschen aufeinander ein, stießen brutal die Schwächeren beiseite und

trampelten nieder, was sich ihnen in den Weg stellte.

Bechler erhielt einen Schlag gegen den Hals, daß ihm sekundenlang die Luft weg blieb. Halb betäubt taumelte er gegen ein Schaufenster.

Schreiend fluteten die panikerfüllten Menschen an ihm vorbei.

Bechler sah hinüber zu der Schlange, deren Leib so dick wie ein kräftiger Oberschenkel war.

Sie öffnete das Maul. Eine gespaltene Zunge kam zum Vorschein und zischelte tastend in alle Richtungen.

Bechler schluckte. Unerklärliche Angst packte ihn. Von dem Reptil schien eine bösartige Aura auszugehen, die die Gedanken verwirrte.

Plötzlich krümmte sich die Schlange zusammen und schnellte mehrere Meter in die Höhe. Sie landete auf dem Dach einer schweren Limousine.

Bechler ballte die Fäuste.

Das Reptil hatte den Wagen wie eine leere Blechdose zerbeult. Ein ähnliches Schicksal konnte ihn treffen.

Von fern drang die Sirene eines Martinshorns näher, andere folgten.

Die Schlange machte den nächsten Sprung, erreichte die gegenüberliegende Straßenseite und streifte mit ihrem Schwanz einen hölzernen Kiosk. Wie Papier zerriß die Vorderfront. Zeitungen, Bücher und bunte Hefte wirbelten durch die Luft.

Bechler erhaschte einen Blick auf eine ältliche Frau, die in einem Winkel des Kiosk Schutz suchte vor dem mörderischen Geschöpf, dann schob sich der grüne Riesenleib vor.

Als die Schlange wieder davon schnellte, war von der Frau nichts mehr zu sehen.

Und auch das Reptil war verschwunden. Es schien, als ob es sich in Luft aufgelöst hatte.

Bechlers Knie wurden weich. Er stolperte und bewahrte sich nur mit Mühe vor einem Sturz.

Alles, was sich in den letzten Minuten ereignet hatte, war völlig unmöglich! Mit Grauen erinnerte sich der Dicke an die Explosion des Volkswagens. Was für eine Kraft mochte das sein, die so etwas zuwege brachte?

Er fühlte eine stützende Hand und blickte in das verwirrte Gesicht eines uniformierten Polizisten. »Sie sind ja verletzt! Kommen Sie! Ich bringe Sie zu einem Krankenwagen.«

Bechler nickte schwach. »Die Schlange!« stieß er heiser hervor. »Sie müssen die Schlange suchen.«

Der Polizist starrte ihn merkwürdig an. »Eine Schlange? Was meinen Sie denn damit?«

Es sprudelte nur so über Bechlers Lippen. »Sie war da! Hunderte

von Menschen haben sie gesehen! Und ich sage Ihnen eines: Wenn der Teufel selbst erschienen wäre, er hätte kein schlimmeres Unheil anrichten können.«

Der Polizist hustete und betrachtete schaudernd die Verkeilten Autos, die bewegungslos liegenden Opfer der Massenflucht, die zerbrochenen Schaufenster, die Trümmer des Kiosk. Achselzuckend führte er den dicken Mann zu einem Krankenwagen.

*

»Eine Schlange?« echote Frank Morell verblüfft und starrte den Polizisten zweifelnd an.

Der Uniformierte grinste und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Ein paar Dutzend Leute wollen ein grünes Tier, eine Art Riesenschlange, gesehen haben. Aber wenn Sie sich die Kreuzung vor dem Hauptbahnhof anschauen, dann werden Sie auch an einen Panzer glauben. Bisher soll es fünf Tote, Schwer- und Leichtverletzte gegeben haben!«

Morell trommelte nachdenklich mit den Fingern auf das Lenkrad seines beigen BMW 520. Der Verkehr staute sich in der Straße, und vermutlich würde es noch einige Zeit dauern, ehe die Polizei die Hindernisse beseitigt hatte.

Eine Schlange? »Wo befindet sich das Reptil denn jetzt?« erkundigte Morell sich. Er spürte instinktiv, daß er hier einen erneuten Hinweis auf das Wirken der dämonischen Kräfte vor sich hatte. Seit er von seiner Identität als Dykte erfahren hatte und neben seiner bürgerlichen Existenz als Frank Morell das Leben Mirakels führte, stieß er ständig tiefer in ein unsichtbares Wespennetz.

Schon oft hatten seine dämonischen Widersacher versucht, ihn zu beseitigen. Jeder unerklärliche Vorgang – und vor allem jedes Ereignis, das sich in Frankfurt abspielte – rief automatisch seine Neugier wach.

»Ich meine«, fuhr der kräftige, braungebrannte Mann fort und lächelte gewinnend, »wenn es sich tatsächlich um ein Untier handelt, kann es sich schlecht in Luft auflösen, oder?«

Das Grinsen des Polizisten wurde noch um eine Spur ausgeprägter. »Ihr Wort in Gottes Ohr«, brummte er. »Aber von einer Schlange ist keine Spur zu entdecken. Meine Kollegen haben die Kreuzung und den Bahnhof kontrolliert, aber das Vieh ist wie vom Erdboden verschwunden.«

»Seltsam«, murmelte Morell.

»Sie sagen es!« Der Polizist schnaufte und tippte an seine Schirmmütze. »Nichts für ungut, aber ich muß mich noch um die anderen kümmern. Wenn Sie Glück haben, dann ist in einer halben

Stunde die Straße wieder frei.«

Nachdenklich blickte Frank Morell dem davonschlendernden Beamten nach, der gestikulierend versuchte, Ordnung in das Durcheinander des Staus zu bringen.

Die Massenkarambolage vor dem Hauptbahnhof hatte zu einem mittleren Verkehrschaos in der Frankfurter Innenstadt geführt. Nur langsam bahnten sich einige Krankenwagen einen Weg durch die verstopfte Straße. Das Wimmern der Martinshörner verband sich mit dem Hupkonzert ungeduldiger Autofahrer zu einer grellen Musik.

Morell drehte seufzend die Scheibe hoch. Sofort mäßigte sich der nervenaufreibende Lärm. Sinnend tastete der dunkelhaarige Mann nach dem Dyktenkristall in seiner Brusttasche. Kaum hatten seine Fingerspitzen das kühle, geheimnisvolle Material des Amuletts berührt, da durchfloß ihn auch schon der kosmobiologische Energiestrom und prickelte in den Nerven.

Übergangslos verschärften sich die Sinne des Dyktenmannes.

Sollte sich diese rätselhafte Schlange tatsächlich noch irgendwo in der Nähe aufhalten, so würde er sie auf diese Weise finden.

Sein geschärftes Bewußtsein suchte fieberhaft. Aber er fand nichts. Nur einmal hatte er ein merkwürdiges Gefühl, ganz so, als erhasche er flüchtig einen Blick auf einen monströsen Schatten, doch der Eindruck verschwand so schnell, wie er gekommen war.

Morell zuckte die Achseln. Im Augenblick konnte er nichts Näheres erfahren. Doch er glaubte nicht daran, daß die grüne Schlange auf eine Massenhysterie zurückzuführen war…

*

Aus den Lautsprecherboxen drang Ravels Bolero.

Ächzend streckte Frank Morell seine Beine aus und trank einen Schluck eisgekühlten Whisky. Die scharfe Flüssigkeit zog seine Mundhöhle zusammen. Er verzog das Gesicht und stellte das Glas beiseite.

Seltsame Unruhe erfüllte ihn.

Ihm war, als ballten sich über seinem Kopf unsichtbare Gewitterwolken zusammen, die sich jeden Augenblick entladen konnten.

Morell schüttelte unwirsch den Kopf. Er war vermutlich nur übermüdet. Die anderthalb Stunden, die er mitten im Stau hatte verbringen müssen, waren nach den streßreichen letzten Tagen wohl zuviel gewesen.

Morell stand auf, trat an die Stereoanlage und schaltete sie aus.

Stille erfüllte die halbdunklen Wohnräume. Er löschte das Licht, zog sich aus und warf sich ohne die übliche Abendtoilette auf das Bett.

Seine Lider waren bleischwer.

Bald war er eingeschlafen.

Die Zeit verging.

Es war still. Nur die regelmäßigen Atemzüge des schlafenden Mannes und das Ticken eines altmodischen Weckers unterbrachen die nächtliche Ruhe.

Plötzlich – ein Scharren, leise nur, aber Morell schreckte augenblicklich aus dem Schlaf und blinzelte müde auf die Uhr.

Kurz nach Mitternacht… Dann hatte er nur knapp zwei Stunden geschlafen.

Was hatte ihn geweckt?

Morell lauschte. Dunkelheit umgab ihn. Er zuckte zusammen… da war es wieder! Es kam vom Fenster her.

Lautlos huschte Morell aus dem Bett, horchte und schlüpfte eilig in seine Kleider.

Dann war wieder alles ruhig.

Da – plötzlich ein spitzer, greller Schrei!

Morell fuhr zusammen.

Der Dyktenkristall pulsierte.

Der Schrei brach ab.

Die Ereignisse überschlugen sich.

Wie unter einem gewaltigen Faustschlag zerplatzte das Schlafzimmerfenster.Ein grüner, schlangenähnlicher Leib bohrte sich durch die Öffnung, und Morell wurde von dem V-förmigen Schädel des urplötzlich auftauchenden Monstrums gegen die Wand geschleudert. Im Fall griff Morell nach dem halbmondförmigen Kristall und preßte ihn gegen die Brust.

Doch – zu spät!

Schon war das grünschimmernde Reptil über ihm. Frank Morell blickte wie erstarrt in die geschlitzten Augen der Dämonenschlange.

Der Dyktenkristall auf seiner Brust führte zur Verwandlung von Morell in Mirakel. Doch der konnte in diesen dramatischen Sekunden mit seinen besonderen Kräfte- und Flugfähigkeiten nichts anfangen.

Bläulich funkelnde Blitze schossen aus den glühenden Pupillen. Lähmte ihn diese Kraft?

Morell schrie auf, als sich ein übermächtiger Einfluß auf ihn legte. Verzweifelt konzentrierte er sich auf seine Dyktenfähigkeiten, aber zu spät. Flimmernd umhüllte ihn ein lückenloses Feld negativer Energie und ließ den kosmobiologischen Kraftstrom des Mirakelsterns fast versiegen.

Er konnte sich nicht mehr bewegen.

Das Flimmerfeld verdichtete sich und verwischte die Konturen der Schlange, deren Reptilienschädel hypnotisch hin und her schaukelte. Fast lag etwas wie Triumph auf ihren starren Zügen.

Tausend Gedanken wirbelten durch Morells Schädel. Er war verloren! Diesmal hatten ihn die Dämonen überrumpelt. Diesmal gab es keinen Ausweg für ihn.

Er saß in der Falle…

Das Flimmerfeld war jetzt nahezu undurchsichtig. Da teilte es sich plötzlich an einer Seite und umschloß dann auch die dämonische Schlange.

Noch immer vermochte Morell kein Glied zu rühren.

Es wäre ein leichtes, durchzuckte es den Dykten, ihn jetzt zu töten.

Aber die Schlange machte keine Anstalten dazu. Unablässig pendelte ihr V-förmiger Kopf hin und her und wurde immer schneller, bis Morell fast schwindelig wurde.

Ein Ächzen durchlief das Flimmerfeld.

Morell spürte, wie Hitze ihn durchflutete. Jede Zelle seines Körpers schien zu glühen. Keuchend schnappte er nach Luft und beobachtete mit weit aufgerissenen, ungläubigen Augen, wie die nur verzerrt erkennbaren Konturen des Schlafzimmers immer größer wurden.

Das Bett blähte sich scheinbar auf und wurde zu einem gewaltigen Berg, die runde Deckenlampe zu einem entfernten, lichtlosen Mond, das Fenster ein gigantisches, gähnendes Loch…

Die Erkenntnis schnürte ihm die Kehle zu.

Der Schein trog! Nicht das Schlafzimmer wurde größer, sondern er wurde kleiner! Mit rasender Schnelligkeit ging die Verkleinerung seines Körpers vor sich. Bald waren um ihn nur noch wallende, monströse Schatten, die auftauchten und verschwanden.

Der Kopf der Schlange pendelte hin und her…

Der Mikrokosmos, dachte Morell benommen. Er war auf dem Weg in den Mikrokosmos.

Die Schlange schien höhnisch zu lachen.

Dann kam die Finsternis, und Frank Morells Gedanken versiegten…

*

Er öffnete langsam die Augen. Verwirrt betrachtete er einige Augenblicke die gewaltige, in einem seltsamen Rotton glühende Fläche des Himmels.

Keine Sonne, kein Mond, keine Sterne, nur das ewige blutige Wallen.

Der Mikrokosmos, durchzuckte ihn die Erinnerung. Übergangslos war er hellwach.

Die Dämonenschlange!

Instinktiv rollte Frank Morell zur Seite, kam mit einem Satz auf die Beine und blickte sich lauernd um. Langsam entspannte er sich

wieder.

Die grüne Schlange war verschwunden…

Er war allein in der Stille der Mikroweit.

Ein beklemmendes Gefühl beschlich Mirakel, als er seine Blicke über die bizarre Landschaft führte. Direkt vor ihm befand sich das Meer; eine graue Fläche, die wie geschmolzenes Blei träge gegen das felsige Ufer schwappte. Rings um die kleine Bucht, auf der er sich befand, reckten sich schroffe Steinnadeln in die Höhe und bildeten eine spitze Barriere zwischen ihm und dem Binnenland.

Kein Luftzug durchschnitt die drückende Schwule.

Mirakel stand reglos da. In seinem Gesicht arbeitete es. Er mußte der Realität ins Auge sehen.

Rha-Ta-N'my oder einer ihrer Helfer hatte nun endlich erreicht, was die Dämonen bislang vergeblich versucht hatten: Er war ausgeschaltet.

Ein Verbannter im Reich des mikroskopisch Kleinen, vielleicht für alle Zeiten verloren, ohne die Chance, zur Erde zurückzukehren.

Dies hier war die Welt Shab-Sodds, des Dämonenzeugers. Vielleicht war auch dieses schlangenähnliche Wesen eines seiner Kreaturen… Die Schlange hatte ihn in den Mikrokosmos entführt, um zu verhindern, daß er auch weiterhin die Pläne der Dämonen durchkreuzte. Doch warum hatte man ihn dann nicht sofort getötet?

Bedeutete dies vielleicht, daß man ihn noch benötigte – wofür auch immer?

Eine gewisse Mutlosigkeit breitete sich in ihm aus. Trotz seiner Dyktenfähigkeiten war er nahezu hilflos.

Er mußte zurück zur Erde… Jeder Tag, jede Stunde, die er hier festgehalten wurde, brachten die Dämonen näher an ihren Sieg. Doch wohin sollte er sich wenden? Wo konnte er Hilfe finden in dieser Welt der Dämonen und Alpträume?

Mirakel erstarrte plötzlich. Helles, singendes Pfeifen drang an sein Ohr. Es kam vom Meer, verfing sich an den. Kanten und Vorsprüngen der Steinnadeln und schwoll zu einem tausendstimmigen Heulen an.

Er fröstelte trotz der stickigen Atmosphäre. Die grellen Farbschlieren, die den grobkörnigen Küstenstreifen kreuz und quer durchzogen, wirkten mit einem Mal stumpf.

Ein Schatten schien sich über das Land zu legen.

Ein Sturm?

Schweres Grollen am fernen, roten Horizont bestätigte seine Vermutung.

Mirakel wandte sich ab und stapfte mit großen Schritten auf die Felsmauer zu. Wenn ihn ein Sturm hier an diesem ungeschützten Ort überraschte, konnte das böse Folgen für ihn haben.

Ein kräftiger Windstoß fauchte über das Meer, kräuselte die graue

Wasseroberfläche und ließ schmatzende Wellen gegen die Küste rollen.

Das Gefühl nahender Gefahr verstärkte sich in Mirakel. Er eilte weiter. Leise und beruhigend war das Pulsieren des Dyktenkristalls an seiner Brust.

Erneut traf ihn eine Bö, diesmal heftiger, wirbelte den Sand auf und trieb dünne Staubfäden über den Boden. Das allgegenwärtige rote Licht verblaßte. Es wurde übergangslos dunkel. Die nächste Bö ließ Mirakel taumeln und nur mühsam sein Gleichgewicht wiederfinden.

Er keuchte und wandte den Kopf. Morell erbleichte.

Der Ozean ähnelte auf weiten Strecken einem brodelndem Schaumteppich. Mehr als 100 Meter hoch spritzte die Gischt in den schwarz verfärbten Himmel. Hinten am Horizont wölbte sich eine düstere Wasserwand zögernd empor, gewann an Breite und Höhe, bis das Auge nichts mehr außer dieser schwarzen Mauer erkennen konnte.

Aus, schoß es Morell durch den Kopf.

*

Überall um Shenia war Finsternis. Es gab kein Oben, kein Unten, nur noch Schwärze und das Brüllen des Orkans.

Die Holzplanken unter Shenias nackten Füßen waren völlig durchnäßt und ächzten unter den Schlägen der Wellen.

Der Mann hing halb bewußtlos in den dicken Tauen, die ihn an den kleinen Mast des Bootes fesselten und ihn davor bewahrten, über Bord geschleudert zu werden. Über seine Brust zog sich eine tiefe Wunde. Jedesmal, wenn das Salzwasser über ihm zusammenschlug, wimmerte der Mann vor Schmerz leise auf.

Der Orkan schien mit dem kleinen Boot zu spielen wie die Katze mit der Maus. Es war fast ein Wunder, daß die meterhohen Brecher die Nußschale noch nicht zerschmettert hatten.

Steuerlos taumelte das Boot über die sturmgepeitschte See.

Er war verloren, drang die Erkenntnis in das erschöpfte Bewußtsein des hochgewachsenen Mannes. Hilflos würde er entweder hinaus auf die unendliche See treiben oder im Orkan umkommen!

Ein verzweifelter Schrei entrang sich seiner Brust. Das Heulen der Sturmwinde aber verschluckte jeden Laut.

Der Orkan hatte ihn erfaßt, als er eine weit ins Meer reichende Landzunge umfuhr. Ehe er die sichere Küste wieder ansteuern konnte, befand er sich auch schon im Griff der aufgewirbelten Naturgewalten.

Shenia wußte nicht mehr, wieviel Zeit seitdem verflossen war. Über hunderte von Kilometern hatte ihn der Orkan mit sich gerissen. Er mußte weit fort sein vom Land der Djans…

Er umklammerte den Mast, als er den nächsten Brecher gewahr

wurde. Die Taue schnitten tief in seine Haut, aber sie hielten.

Die Tränen stiegen dem Mann in die Augen, als er daran dachte, daß seine Mission fehlgeschlagen war. Die Expedition in die Geistersümpfe hatte seinen Gefährten das Leben gekostet. Sie waren umsonst gestorben, denn sie hatten nicht die erhofften Hinweise auf die Stadt der Vorväter gefunden. Vielleicht existierte sie tatsächlich nicht mehr, vielleicht lag sie aber auch nur gut versteckt in den endlosen Sümpfen…

Doch es war gleichgültig. Alle waren tot, und er schien seinen Gefährten nun folgen zu müssen. Jetzt gab es keine Rettung mehr für das Volk der Djans. Die letzte Hoffnung hatte sich zerschlagen.

Das Boot schaukelte gefährlich. Mit Entsetzen bemerkte Shenia, daß es schon knietief mit Wasser gefüllt war. Jede Minute konnte es untergehen.

Shenia kniff die Lippen zusammen und bereitete sich innerlich auf den Tod vor.

Hinter seinem Rücken begann es zu grollen. Das Boot zitterte und stieg plötzlich in die Höhe. Shenia fühlte Übelkeit und übergab sich.

Eine Springflut! Er ritt auf einem schwindelerregend hohen Wellenkamm.

Der Mann ballte die Fäuste. Der Fahrtwind brauste um seine Ohren und trocknete in Sekundenschnelle seinen nackten, zerschundenen Körper. Weiter führte ihn der tödliche Ritt auf dem Wasserberg.

Shenia fror. Seine Kehle war trocken, und er begriff, daß sich irgendwann die Springflut an der Küste brach. Der Aufprall würde ihn zerschmettern.

Shenia ritt auf den Wellen, Dutzende Meter über der Wasseroberfläche.

Dann sah er, wie sich aus der kalten Finsternis die Silhouette einer zerklüfteten Küste abzeichnete.

Brüllend stob die Springflut darauf zu.

*

Plötzlich spürte Mirakel, wie ihm eine ungeheure Druckwelle die Beine unter dem Körper wegriß. Keuchend stürzte er zu Boden, stieß mit dem Schädel gegen einen Stein und blieb für einen Moment benommen liegen. Ohrenbetäubendes Kreischen drang an sein Ohr.

Die Welt verwandelte sich in ein Tollhaus.

Kopfgroße Felsbrocken wurden von der Kraft des Sturmes über den Strand getrieben, in die Höhe gerissen und zersplitterten dann beim Aufprall in tausend Stücke.

Verzweifelt krallte sich Mirakel im Boden fest, aber seine Finger fanden keinen Halt und gruben tiefe Furchen in den Sand. Wie mit

Fäusten hämmerten die Luftmassen auf seinen Körper, so daß er sich eng zusammenkrümmte, um dem Orkan so wenig Angriffsfläche wie möglich zu bieten.

Eisiger Schrecken durchfuhr den Dykten. Wenn er nicht bald den Schutz der Felsen erreichte, war er verloren.

Mühsam stemmte er sich in die Höhe und atmete möglichst flach, denn die Atmosphäre war durchsetzt mit kleinen Sand- und Staubteilchen, die ihn zum Husten reizten. Sein Gesicht schmerzte unter dem Bombardement der winzigen Körnchen.

Der Wind peitschte gegen Mirakels Oberkörper. Er taumelte und versuchte verzweifelt etwas durch den Dunst der hochfliegenden Sandmassen zu erkennen. Alles lag wie unter einem undurchdringlichen Schleier.

Wo befanden sich die Felsen? Er hatte die Orientierung verloren!

Kostbare Sekunden verrannen.

Mirakel konzentrierte sich auf seine Dyktenfähigkeiten. Warm durchfloß ihn der kosmobiologische Strom und klärte augenblicklich die Panik, die ihn zu überwältigen drohte.

Das Fauchen des Orkans mäßigte sich und flachte zu einem bohrenden Hintergrundrauschen ab.

Die Energie des Dyktenkristalls hatte Mirakel in einen hundertfach schnelleren Zeitablauf versetzt.

Ihm bot sich ein gespenstisches Bild.

Der aufgewirbelte Sand hing unbeweglich und scheinbar schwerelos in der Luft. Da und dort hatten sich die Dreckmassen zu geisterhaften Figuren verformt, die mit unzähligen Armen nach ihm zu greifen schienen.

Langsam, aber unaufhaltsam näherte sich vom Meer die riesige Wasserwand. Hastig schätzte Mirakel die ihm noch verbleibende Zeit. Bestenfalls verfügte er über eine Minute, bis die Flutwelle die Küste erreichte und alles unter sich zerstörte…

Dort! Mirakel unterdrückte einen Freudenschrei. Vor ihm befand sich die rettende Felsbarriere.

Entschlossen bahnte sich der Mann in dem rubinroten Anzug einen Weg durch die zähen Staubnebel. Wie Spinnfäden legten sie sich um seinen Körper. Nur wenn er sich mit aller Kraft gegen den festen Druck stemmte, zerrissen sie.

Mirakel fluchte lautlos. Je schneller seine eigene Zeit ablief, desto langsamer bewegte sich alles in seiner Umgebung – und das bedeutete, daß selbst eine Feder zu einem Hindernis werden konnte, weil sie Stunden benötigte, um zu Boden zu fallen.

Hoffnungslosigkeit übermannte den Dykten. Ein rascher Blick bewies ihm, daß die Wasserwand trotz einer künstlich beschleunigten Eigenzeit rasend schnell nahte.

Mirakel duckte sich und startete mit eng an den Körper gepreßten Armen vom Boden. Wie ein Torpedo schoß er in Richtung der Felsen und paßte in der gleichen Sekunde seinen Zeitablauf wieder der Umgebung an.

Doch schon nach wenigen Metern überwältigte ihn der Orkan. Haltlos wurde er durch die Luft gewirbelt und entging nur mit äußerster Anstrengung knapp dem Tod.

Die Sturmflut hatte die Küste fast erreicht. Himmelhoch ragte sie empor, völlig schwarz und nur an wenigen Stellen leicht von glänzenden Gischtspritzern erhellt.

Unvermittelt wurde es kalt; selbst durch das widerstandsfähige Material seiner Kleidung fühlte Mirakel die bittere Kälte.

In einer letzten gewaltigen Anstrengung warf er sich dem Orkan entgegen, fort von der tödlichen Flutwelle, die in diesem Augenblick das Ufer unter sich begrub.

Ein erster Ausläufer der Welle streifte Mirakel an der Hüfte. Es war, als hätte ihn eine massive Stahlwand getroffen. Vor Schmerz zuckte er zusammen, überschlug sich mehrmals in der Luft und konnte nur in letzter Sekunde dem Zusammenstoß mit einem Steinmonolithen vermeiden.

Da riß der Dykte seine Arme empor, schnellte in die Luft, steigerte die Fluggeschwindigkeit und raste auf die rettenden Felsen zu.

Schneller, hämmerte es hinter seiner Stirn.

Die Distanz zu dem Gesteinswall verringerte sich rasch, doch auch das Grollen der Flut wurde lauter. Gischtspritzer hüllten ihn sekundenlang völlig ein. Mirakel schnappte keuchend nach Luft, schürfte mit den Unterschenkeln über rauhes Gestein und erblickte durch das kreisende Gemisch aus Wasser, Dreck und Treibgut die Umrisse eines bootsähnlichen Schattens.

Dann hatte ihn die Flut erreicht. Sie verschluckte ihn. Um Mirakel wurde es Nacht.

*

Leise plätschernd versickerte irgendwo Wasser.

Mirakel hob langsam den Kopf und stieß zischend die Luft aus der Lunge, als greller Schmerz wie eine Bombe hinter seiner Stirn explodierte.

Zögernd hob er die verklebten Lider und rieb den Schmutz aus seinem Gesicht.

Er befand sich in einer Alptraumlandschaft.

Der Boden war schlammig und zerwühlt, als wäre ein gigantischer Pflug über ihn hinweggefahren. Überall lagen die Kadaver fremdartiger Tiere. Einige erinnerten an geschuppte Ratten, andere

waren wie schweinegroße Tausendfüßler geformt, wiederum andere wirkten wie stachelbewehrte Schildkröten oder pelzige Heuschrecken.

Reglos lagen sie in den Pfützen und Rinnsalen, und viele von ihnen waren fast bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert.

Mirakel begriff, daß ihn nur der Dyktenkristall vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt hatte.

Die kleine Bucht, in der sich ein Großteil des Orkans und der Springflut ausgetobt hatte, lag hinter ihm. Viele der Felsen waren zerbrochen, und ihre Überreste funkelten wie kariöse Zahnstummel im Rotlicht der Mikroweit. Tonnen von Schling und Seetang und den Überresten buntschillernder Meeresbewohner bedeckten den zerstörten Gesteinswall und die Einöde, die der Orkan zwischen der Küste und dem nahen Dschungel geschaffen hatte.

Nur vereinzelt deuteten knorrige Baumwurzeln und zersplitterte Äste auf die dichte Vegetation hin, die innerhalb weniger Sekunden einfach fortgewaschen worden war.

Der Dschungel selbst schien die Katastrophe verhältnismäßig unbeschadet überstanden zu haben. Dort hatten nur die letzten Ausläufer des Unwetters getobt und die Wipfel der Baumriesen zerzaust. Krächzend flatterten unzählige vogelähnliche Kreaturen über dem Dschungeldach.

Ansonsten war es still. Die Tierwelt des Urwaldes mußte beim ersten Anzeichen des Sturms geflohen sein. Nur die schwächsten waren zurückgeblieben und getötet worden.

Mirakel erhob sich, reinigte seine Kleidung notdürftig von dem zähen Morast und betastete prüfend seine Glieder. Zum Glück beruhten seine Schmerzen nur auf relativ harmlosen Prellungen.

Er war erschöpft, aber unversehrt der Springflut entronnen. Doch in seine Erleichterung mischte sich auch wieder hoffnungslose Resignation.

Er schien frei zu sein und sich unbehelligt von den dämonischen Herrschern des Mikrokosmos bewegen zu können. Aber der Eindruck täuschte.

*

Sein Kerker war die Mikroweit, sein Kerkermeister die grüne Schlange. Es war der Schmerz, der Shenia aus der tiefen Bewußtlosigkeit riß.

Er wimmerte gequält und fand nur mühsam zurück in die Wirklichkeit.

Fast war es ein Schock zu erkennen, daß er noch lebte. Der Zusammenprall der Springflut mit der Küste hatte ihn nicht getötet.

Shenia tastete blind um sich, fühlte etwas Weiches, Feuchtes unter

seinen Händen. Schlick und Seetang! Sie hatten ein weiches Polster gebildet und so den Aufprall gedämpft.

Plötzlich durchzuckte ihn eisiger Schrecken. Mit pochendem Herzen öffnete er die Augen, riß sie weit auf, um sich umzusehen, aber trotzdem blieb es weiterhin finster.

Der Djan stöhnte. Er war blind! Seine Augen – etwas mußte seine Augen zerstört haben…

Zitternd hob er die Hände und legte sie auf das Gesicht. Rasender Schmerz durchzuckte ihn. Seine Finger waren naß. Blut!

Shenia blieb regungslos liegen und wartete auf das Abebben der Schmerzwelle. Nach einer Weile ging es ihm wieder besser. Nur noch ein dumpfes Klopfen brannte in seinen Augenhöhlen.

Er lag da und horchte. Bis auf das Plätschern des Wassers war es still. Wo befand er sich? Hatte ihn die Flutwelle vielleicht tief ins Landesinnere geschleppt?

Der Djan bebte innerlich. Er war verletzt und blind – ein leichtes Opfer wilder Tiere.

Der Tod, dachte Shenia bitter, hatte ihm nur eine kurze Ruhepause gegönnt.

Er richtete sich vorsichtig auf. Kühler, schwacher Wind pfiff dem Blinden ins Gesicht und brachte den Geruch von modernden Pflanzen mit sich.

Dschungel? Direkt in seiner Nähe?

Furcht erfüllte ihn.

Was sollte er tun? Unbewußt ahnte er, daß er nicht allein war…

Shenia ballte unwillkürlich die Fäuste.

Er lauschte atemlos. Dann hörte er das seltsame, langgezogene Scharren. Es kam von rechts und war schätzungsweise noch zwei Dutzend Schritte entfernt.

Der Djan wandte sein Gesicht. Jetzt nahm er auch einen süßlichen, strengen Geruch wahr… Das Scharren wiederholte sich.

Es klang, als ob sich ein schwerer Körper über den Sand schob…

Shenia richtete sich unwillkürlich auf.

Sofort wurde das Scharren hektischer. Ein Fauchen folgte, und der süßliche Geruch hing als betäubende Wolke in der Luft.

Shenia hustete und wich zurück. Die Angst schnürte seine Kehle. Vergessen war der Schmerz seiner verletzten Augen und seines geschundenen Körpers.

Ein Tier! Irgendein Ungeheuer näherte sich ihm.

Schritt für Schritt tastete er sich rückwärts, ständig verfolgt von dem Scharren, dem lauter und wütender werdenden Fauchen.

Da trat sein Fuß in ein Schlammloch. Shenia strauchelte und fiel zu Boden. Schmerzhaft prallte sein Hinterkopf gegen einen harten Gegenstand.

Das Fauchen war nun ganz nah.

Verzweifelt begann Shenia zu schreien.

Und da war einer, der diesen Schrei hörte.

Mirakel! Er wirbelte herum.

Jemand war in höchster Not.

Er starrte hinüber zum Dschungel. Plötzlich sah er zwei dunkle Punkte weit vor sich.

Erneut drang der leise Schrei an sein Ohr.

Mirakel schnellte sich in die Höhe. Die kosmobiologische Energie prickelte in seinen Zellen und überwand die Schwerkraft. Pfeilschnell schoß der Dykte auf die halb von einem umgestürzten Baumriesen verdeckte Stelle am Dschungelrand.

In Bruchteilen von Sekunden wurden die Punkte größer.

Die Überraschung ließ Mirakel taumeln. Ein Mensch! Vor ihm befand sich ein Mensch.

Lang ausgestreckt lag der Fremde im Morast eines seichten Tümpels und hatte das Gesicht zu einer Grimasse aus Angst und Schmerz verzogen. Blut und Schmutz färbten seine samtbraune Haut.

Und dann erblickte der Dykte den Grund für die Angst des Unbekannten.

Eine Raupe!

Mehr als vier Meter lang mochte das süßlichen Geruch absondernde Ungeheuer sein. Der faßdicke Leib war pechschwarz und mit langen Tentakeln versehen, die nach dem unglücklichen Opfer tasteten. Ein fast kugelförmiger Kopf mit einem dreieckigen, zähnestarrenden Maul vollendete das Bild des Schreckens.

Fast hatte die Riesenraupe den Fremden erreicht.

Mirakel ließ sich fallen.

Dumpf prallte er auf dem Rücken der monströsen Kreatur auf. Die Raupe zuckte zusammen und fauchte verwirrt. Zornig schlug sie mit den Tentakeln nach dem Angreifer.

Der Dykte erhielt einen Schlag gegen die Brust und wurde zu Boden geschleudert. Augenblicklich war er wieder auf den Beinen und entging nur knapp einem weiteren Tentakelschlag.

Die Raupe fauchte und schnappte mit dem Maul nach dem Dykten.

Der Fremde verstummte. Sein Gesicht wies einen verwirrten Ausdruck auf.

Mirakel duckte sich, unterlief einen erneuten Tentakelschlag und war mit zwei, drei schnellen Schritten unter dem erhobenen Schädel des Ungeheuers. Der Geruch schnürte ihm fast die Kehle zu. Er biß die Zähne zusammen und warf sich mit aller Kraft gegen den nachtschwarzen Leib.

Die Raupe begann schmerzgepeinigt zu quietschen.

In hilfloser Wut peitschten die Tentakel in den Schlamm, doch der

Dykte war zu schnell, um noch mal getroffen zu werden.

Meter um Meter lockte er das Monstrum von dem verletzten Fremden fort.

Dann begann Mirakel um seine eigene Achse zu rotieren. Dank der kosmischen Energie des Mirakelsterns war er kurz danach nur noch als roter Schemen zu erkennen. Rauschend wurde die Luft von den Drehbewegungen ergriffen. In wenigen Sekunden entstand so eine künstliche Windhose, die die Raupe mit Tonnen von Schlamm und Dreck überschüttete.

Da wurde es dem Ungeheuer zuviel. Es trollte sich und steuerte fauchend die nahe Küste an. Bald war es hinter den Bergen aus angeschwemmtem Treibholz verschwunden.

Mirakel atmete erleichtert auf.

Er war gerade noch zur rechten Zeit gekommen. Wenige Augenblicke später – und die Raupe hätte den Unbekannten getötet.

Der Dykte drehte sich um und stapfte mit großen Schritten auf den Fremden zu, der sich inzwischen aus dem Schlammloch befreit hatte und stöhnend aufstand.

»Ich bin ein Freund«, sagte Mirakel sanft und drückte beruhigend die Hand des Mannes.

Zu seiner Überraschung begann der Fremde zu lächeln. »Ich bin blind«, erwiderte er in einer singenden Sprache, die der Dykte zu seiner eigenen Überraschung problemlos verstand. »Ich bin blind, aber ich höre deine Stimme, und sie klingt ehrlich. Ich danke dir.«

Der Mann wankte. Unter dem Dreck und dem verkrusteten Blut war sein Gesicht totenbleich. Besorgt drückte ihn Mirakel sanft zu Boden. »Du bist verletzt… Bewege dich nicht! Du mußt dich ausruhen.«

»Mein Name ist Shenia«, murmelte der Fremde erschöpft. »Ich bin ein Djan…«

»Nicht sprechen«, verlangte Mirakel. »Du hast viel Blut verloren.« Sinnend blickte er auf den Verletzten hinab. Nein, dachte er deprimiert. Da war nicht mehr viel zu machen. Er hatte Shenia zwar vor der Riesenraupe gerettet, aber der Djan würde trotzdem sterben. Schrecklich waren seine Wunden.

Mirakel räusperte sich. »Man nennt mich Mirakel«, erklärte er leise. »Ich bin ein Mensen. Meine Heimat ist die Erde, und ich bin nur durch Zufall in diese Welt verschlagen. Ich weiß nicht; wie ich dir helfen kann, Shenia…«

Der Djan schnitt eine Grimasse. »Ich sterbe, Mirakel«, flüsterte er. »Ich fühle, wie der Tod naht.«

Er hustete erstickt und wimmerte vor Schmerz.

»Aber vielleicht… ist mein Tod und der meiner Gefährten doch nicht so umsonst, wie ich dachte…« Shenias feingliedrige Hand tastete

nach Mirakels Gesicht. »Ich kann dich nicht sehen, Mirakel. Meine Augen… Aber du scheinst so zu sein wie wir, und das gibt mir neue Hoffnung. Du… mußt zu meinem Volk, Mirakel! Ich…«

Shenia hustete wieder. Er atmete stoßweise und begann heftig zu zittern.

»Nicht sprechen«, drängte Mirakel. »Später!«

Der Djan schüttelte mühsam den Kopf. »Es gibt kein später, Mirakel. Nicht für mich – und auch nicht für mein Volk… Wir sind in großer Gefahr! Das Land der Djans ist…«

Er verstummte.

»Shenia!« Mirakel preßte die kraftlose, plötzlich kalt werdende Hand. »Shenia…«

Aber er erhielt keine Antwort mehr.

Der Djan war tot.

*

Unter den seit Jahrtausenden ineinander verfilzten Wipfeln der Urwaldbäume herrschte dämmeriges, rostbraunes Halbdunkel. Es roch betäubend nach den exotischen Düften fremdartiger Pflanzen, nach Morast und brackigem Wasser.

Unwillig schlug Frank Morell nach stecknadelkopfgroßen Insekten, die ihn zornig umschwirrten und seine ungeschützte Gesichtshaut mit roten Punkten übersäten.

Feucht klebte der Schweiß auf seiner Stirn.

Mirakel hatte Djans Leichnam nahe dem Dschungelrand begraben und sich dann auf den Weg ins Landesinnere gemacht. Noch immer klangen Shenias letzte Worte in ihm nach.

Irgendwo hier in der Mikroweit mußten die Djans leben – bedroht von einer Gefahr, die ihre Existenz auslöschen konnte. Aber Shenia war zu schnell gestorben, als daß er dem Dykten mehr über die Bedrohung verraten konnte.

Und Mirakel wußte nicht, wo das Land der Djans lag.

Er lächelte bitter.

Der Mikrokosmos war ein eigenes Universum. Es war völlig aussichtslos, auf gut Glück nach Shenias Volk zu suchen. Aber trotzdem blieb ihm keine Wahl. Er war darauf angewiesen, Hilfe zu finden. Und jedes Geschöpf, das von den dämonischen Mächten der Mikroweit bedroht wurde oder deren Feind war, konnte ein potentieller Verbündeter sein.

Erschöpft hielt Mirakel einen Augenblick inne und versuchte sich zu orientieren.

Vom Westen her drang das Grollen unzähliger Vulkane. Ihre Lavaströme und Giftgaseruptionen hinderten den Dschungel am

Wachstum und hatten einen dünnen Streifen unfruchtbarer Steinwüste geschaffen. Hinter den kegelförmigen Schlackenbergen lag unbekanntes Gebiet.

Mirakel bezweifelte, daß dort das Volk der Djans beheimatet war. Es war zwar nur ein ungewisses Gefühl, aber der Dykte hatte im Lauf der Zeit gelernt, auf derartige Ahnungen Rücksicht zu nehmen. Der ständige Kontakt mit der kosmobiologischen Urenergie des Mirakelsterns mußte ihn sensibel gemacht haben für Wahrnehmungen, die die groben Sinne eines normalen Menschen nicht erfaßten.

Im Osten erstreckte sich der Urwald bis zur Küste und verschlammte zu ausgedehnten Sumpflandschaften voll giftigem Getier und tödlichen Fallen. Die schwüle Luft der Sümpfe legte sich lähmend auf die Atemwege und verwirrte die Gedanken. Selbst aus der Ferne wirkten sie unheimlich und tot.

Nur im Norden schien es annehmbare Lebensbedingungen zu geben.

Von einigen Anhöhen aus hatte Mirakel entdeckt, daß sich dort der Dschungel allmählich verdünnte und einem fruchtbaren Flußgebiet Platz machte, in dem sich tintenblaue Ströme durch Wiesen und Savannen zogen.

Lag dort vielleicht das Land der Djans?

Der Dykte hoffte es, fürchtete aber gleichzeitig, enttäuscht zu werden.

Zumindest erschien es ihm wahrscheinlich, daß sich intelligente Wesen in der gegen die Dschungelwildnis paradiesisch anmutenden Flußlandschaft angesiedelt hatten.

Das Kreischen unsichtbarer Tiere begleitete Mirakel auf seinem Weg. Vorsichtig schlich er an einigen stinkenden Baumstämmen vorbei. Madenähnliche Schmarotzerpflanzen bedeckten die umgestürzten Riesen. Wie lebende Wesen bewegten sich die Parasiten, sobald sich ihnen jemand näherte.

Hier im Herzen der Wildnis hatte die Springflut keinen Schaden angerichtet. Unversehrt rankten sich dornige Klettergewächse in die Höhe. Ihre handtellergroßen Blüten leuchteten in allen Regenbogenfarben und lockten zahllose Insekten an, die hilflos an den klebrigen Innenflächen haften blieben und bei lebendigem Leib verdaut wurden.

Es raschelte im Unterholz.

Mirakel verharrte und lauschte konzentriert. In unbekannter Umgebung konnte jedes Geräusch Gefahr und Tod bedeuten. Selbst das Wachstum der Pflanzen war hier von animalischer Wildheit und nur darauf ausgerichtet, schneller und stärker als der Feind zu sein.

Das Rascheln wiederholte sich.

Ein Tier?

Vielleicht… Aber vielleicht auch ein intelligentes Geschöpf, das ihn beobachtete…

Jeder Fremde konnte ein Diener der Dämonen sein. Im Mikrokosmos, wußte Mirakel, herrschten Utosh-Melosh-Orsh und Nh'or Thruu – und es war naheliegend, daß sie ihn auch weiterhin unter Kontrolle behalten wollten.

Der Dyktenmann verengte die Augen und wartete.

Die Geräusche waren lauter geworden. Da! Jetzt bewegten sich die blattlosen Zweige eines Dornenstrauches. Einige brachen knackend entzwei und bohrten sich mit den harten Spitzen in den laubbedeckten Boden. Zitternd blieben sie stecken.

Mirakel kräuselte die Nase. Täuschte er sich, oder roch es tatsächlich nach Zimt?

Eine unsichtbare Faust schien plötzlich den Busch zu ergreifen und durchzuschütteln.

Was hatte das zu bedeuten?

Der Zimtgeruch gewann an Intensität, legte sich süßlich auf die Schleimhäute und ließ Mirakel schwindeln. Unwillkürlich atmete er flacher.

Mit einem saugenden Laut wurde der Strauch mit den Wurzeln aus dem Erdreich gerissen und flog in hohem Bogen durch die Luft. Einige katzenähnliche, braun- und grüngefleckte Tiere kreischten empört auf und verschwanden blitzartig im Blätterdach.

Dann vernahm der Dykte den Ruf.

»Mirakel!«

Er keuchte überrascht auf und wankte, übermannt von Entsetzen.

Das war Shenias Stimme!

*

Die Überraschung währte nur einen Moment.

Unmöglich, durchzuckte es den Dykten. Er hatte Shenia mit eigenen Händen begraben! Der Djan war tot. Und doch…

»Mirakel«, flüsterte es wieder.

Er schauderte.

Entschlossen bahnte sich Morell einen Weg durch das Dickicht. Er mußte der Sache auf den Grund gehen.

»Mirakel!« Die Stimme klang seltsam verzerrt und drang diesmal von rechts.

»Shenia!« rief Mirakel unwillkürlich. Sein Atem ging schnell, und dicke Schweißtropfen liefen ihm über das Gesicht.

Fast instinktiv legte er eine Hand auf den siebenstrahligen Kristall. Der kosmobiologische Kraftstrom schärfte seine Sinne. Die Konturen

des Dschungels traten deutlicher hervor, und er vermochte das dämmerige Halbdunkel beinahe mühelos zu durchdringen.

Und dort – platt auf dem Polster eines gewaltigen Moosteppichs liegend – er blickte er den Djan…

Der Dykte reagierte augenblicklich.

Seine Muskeln spannten sich, dann warf er sich aus dem Stand nach vorn kugelte mit angelegten Armen und Beinen wie ein menschliches Geschoß durch das Unterholz und zerriß mühelos fingerdicke Schlingpflanzen.

Weich prallte er auf dem Moos auf.

Ein Laut der Verblüffung entwich Mirakels Mund.

Shenia – er war verschwunden?!

Statt dessen hockte in der Mitte des kniehohen Moospolsters ein gesichtsloses Geschöpf, rund wie ein Fußball, mit pockennarbiger Haut und unzähligen Medusenfäden in Höhe der Stirnpartie.

Das seltsame Ding schmatzte vor Zufriedenheit und öffnete ein zahnloses Maul. Zum Vorschein kamen zwei kleine, bleichgenagte Knochen.

Eine Falle!

Mirakel wollte sich hastig aufrichten, doch irgend etwas hielt ihn fest. Entsetzt blickte er nach unten. Das Moos! Um Himmels willen…

Es bestand aus mikroskopisch kleinen Saugnäpfen, die sich augenblicklich an seinen Körper hefteten und ihn nicht mehr losließen.

Und diese Kugel – jetzt erkannte er es genau – war mit dem Moospolster durch aderähnliche Pflanzenstränge verbunden.

Das bedeutete, daß das Moos lebte und seine Beute durch Halluzinationen anlockte.

Das teuflische Wesen, dessen blauviolette Haut flüchtig an die äußeren Blätter eines Rotkohls erinnerte, spuckte die Knochen aus.

Gebannt sah Mirakel zu, wie Erschütterungen das Moos durchliefen. Rasch wurden die Knochen an den Rand befördert, kullerten fort und blieben schließlich in einem Haufen halb zerfallener Kadaver stecken.

Mirakel versuchte nach dem pflanzlichen Schädel des Moosmonsters zu schlagen, aber vergeblich. Er war zu weit entfernt.

Er zwang sich zur Ruhe und betrachtete das Moos. Mit ungläubig aufgerissenen Augen verfolgte er, wie sich aus der grünlichen Fläche trichterförmige, hornige Gebilde schoben.

Ein widerwärtig intensiver Zimtgeruch schlug dem Dykten entgegen.

Der Geruch ging von den Trichtern aus.

Mirakel spürte, wie ihm die Sinne zu schwinden drohten.

Mit aller Kraft stemmte er sich gegen die Saugnäpfe. Die Adern an

seinen Schläfen schwollen an und traten dick und pochend hervor. Das Moos hielt ihn fest.

Der Dykte spürte, wie ihm kalt wurde.

Was konnte er tun?

Die kugelförmige Verdickung… Vielleicht befand sich dort das Gehirn der Pflanze?

Mirakel lag mit erzwungener Ruhe und beobachtete den violetten Ball. Täuschte er sich, oder hatten sich die Medusenfäden wirklich verfärbt?

Ja, sie waren flammendrot geworden und zitterten unter den schmatzenden Bewegungen des zahnlosen Maules. Plötzlich klafften die hornigen Lippen auseinander und spien einen zähen Strom übelriechender, farbloser Flüssigkeit über das Moos.

Es bewegte sich und schuf rasch mehrere Kanäle. Gleichzeitig sackte unter Mirakel der Boden nach unten. Die Flüssigkeit gurgelte durch die Kanäle, die in der künstlich geschaffenen Vertiefung endeten. Rasch hatte sie seine Hände erreicht und bedeckte die stulpenförmigen, goldenen Handschuhe.

Mirakels Finger schmerzten unter einer Hitzewelle. Die Flüssigkeit mußte säureähnliche Eigenschaften besitzen. Vermutlich verdaute die Pflanze damit ihre Opfer.

Verzweifelt rüttelte Mirakel an den Saugnäpfen, aber selbst seine Dyktenkräfte versagten gegen die Killerpflanze hier in diesem Mikroreich.

Die Hitze kroch an seinen Armen hinauf, überschwemmte seine Brust und trieb ihm die Tränen in die Augen.

Er ächzte.

Was war das?

Das Schmatzen des unheimlichen Schädels verstummte. Gespenstische Stille trat ein, und dann veränderte sich der Pflanzenkopf schlagartig und wurde zum Trugbild eines katzenartigen Tieres.

Mirakel wandte den Kopf und erblickte oben auf dem Ast eines Baumes ein genaues Gegenstück des Trugbildes. Die Katze mußte durch den Lärm angelockt worden sein.

Sie fauchte irritiert.

Unvermittelt wechselte die künstlich erzeugte Halluzination erneut. Jetzt hockte auf dem Moos ein eifrig knabberndes, pelziges Geschöpf.

Die Katze duckte sich, als sie die vermeintlich leichte Beute erspähte.

Zögernd verringerte sich der Druck der Saugnäpfe auf Mirakel.

Die Pflanze ließ in ihrer Aufmerksamkeit nach.

Der Dykte reagierte sofort.

Mit einem heftigen Ruck befreite er seine Arme, hieb auf das Moos ein und schlug tiefe Dellen in das weiche, nachgiebige Material.

Aufgeschreckt huschte die Katze davon.

Ein schriller Wutschrei löste sich aus dem Maul der Killerpflanze, als sie ihr Opfer entkommen sah. In dicken Schwaden rauchte das betäubende Gas aus den Trichtern.

Mirakel hielt den Atem an, rupfte große Büschel Moos aus dem riesigen Polster und verstopfte damit in rasender Schnelligkeit die tödlichen Trichter.

Unter ihm begann das Moos zu zucken und zu schaukeln. Mühsam hielt sich der Dykte auf den Beinen und steuerte unbeirrt auf das zentrale Organ zu.

In heller Aufregung begann die Killerpflanze zu schreien.

Das Trugbild des Pelztieres wurde wieder von Shenia abgelöst, der Mirakel hilfesuchend die Arme entgegenstreckte. Aber diesmal fiel der Dykte nicht auf die Täuschung herein.

Er umklammerte den zitternden Ball und löste ruckartig die röhrenförmigen Verbindungsstücke zwischen Moos und Schädel.

Augenblicklich schrumpfte die Kugel in seinen Händen zu einem faltigen, luftleeren Beutel zusammen. Das Moos bebte heftig und lag dann still. Schwarte, kranke Flecken zeigten sich an mehreren Stellen und wuchsen mit unglaublicher Schnelligkeit. In Windeseile war das Grün des Polsters verschwunden.

Die Raubpflanze starb. Bald bedeckten nur noch dunkle, verkohlte Fasern den Dschungelboden.

Mirakel schöpfte tief Atem und dankte dem Schicksal für seine Rettung. Ohne das katzenähnliche Tier, das die Aufmerksamkeit des dämonischen Gewächses auf sich gelenkt hatte, wäre er jetzt wahrscheinlich tot.

Der Dykte wandte sich schaudernd ab.

Welche Gefahren mochten noch in diesem undurchdringlichen Dschungel auf ihn lauern?

Er setzte seinen Weg fort, als er plötzlich überrascht stehenblieb.

Er blinzelte ungläubig.

Eine Stadt?

Hier im Dschungel?

Vorsichtig duckte er sich in den Schatten eines pilzbewachsenen Baumstumpfes und schielte durch eine Öffnung im Schlingpflanzenvorhang.

Wie weißer Marmor schimmerte es durch die saftstrotzenden Lianen. Kein Zweifel, dort vor ihm befand sich eine große Anzahl Steinhäuser.

Aber die Stadt war stumm.

Nicht der geringste Laut deutete auf die Anwesenheit von Leben

hin. Selbst die Tiere des Dschungels schienen die nähere Umgebung der Stadt zu meiden. Die Bäume und Pflanzen hier waren größtenteils verkümmert und unansehnlich.

Der Dyktenmann befeuchtete seine spröden Lippen.

Warum hatten die unbekannten Erbauer der ausgebleicht wirkenden Paläste und Tempel diesen Ort verlassen? Freiwillig? Oder hatte man sie dazu gezwungen?

Aber vielleicht waren sie gar nicht verschwunden, sondern hielten sich nur versteckt… Irgendwo!

Mißtrauisch bewegte er sich weiter vorwärts und schob die armdicken, fleischigen Schlingpflanzen zur Seite, die als einziges Gewächs von dem dämonischen Einfluß verschont worden waren. Ungehemmt wucherten sie überall. Wie dicke Haarsträhnen hingen sie von den verschrumpelten Bäumen herab. Wenn Mirakel sie berührte, gaben sie schlürfende Laute von sich.

Übergangslos verdrängten matte Steinplatten den Erdboden.

Kein Grashalm, kein Moos und kein Unkraut wuchs in den feinen Ritzen zwischen den Platten. Und bei genauerem Hinsehen konnte man auf ihnen furchteinflößende Bilder erkennen.

Mirakel bückte sich und studierte die Szene. Ein unbekannter Meister hatte eine unglaubliche Schlacht festgehalten. Wie ein Spielball wurde ein muschelförmiges Schiff auf den Wogen eines grauen Ozeans hin und her geschleudert. Die menschliche Besatzung wehrte, mit Schwertern und Speeren den Angriff fledermausähnlicher, stacheliger Kreaturen ab.

Fröstelnd ging Mirakel weiter und erblickte bei jedem Schritt eine neues Panoptikum des Grauens.

Und überall tauchte der Name Rha-Ta-N'mys auf.

Mirakel schloß sekundenlang die Augen, um sein inneres Gleichgewicht wiederzuerlangen.

Pestilenz und Wahnsinn, Ausbeutung und Unterdrückung, Mord und Massenvernichtung, Verdammnis und unendliches Leid wurde hier auf den Steinplatten für alle Zeiten konserviert.

Und er begriff: Diese Stadt' war ein Denkmal, das das Böse sich zu Ehren errichtet hatte!

Dumpf klapperten die Schritte des Dykten auf dem Pflaster. Zögernd näherte er sich dem größten Bauwerk, einem auf zerbrechlich wirkenden Stützpfeilern ruhenden Koloß, der alle anderen Tempel und Paläste überragte.

Das Material, aus dem er erbaut war, ähnelte bei genauem Hinsehen nicht mehr Marmor, sondern feinkörnigem Milchglas. Es war halb durchsichtig und erschien aus der Ferne nur wegen seine Dicke weiß.

Mirakel zuckte zurück und unterdruckte ein entsetztes Stöhnen.

Verzweifelt wünschte er, daß ihn seine Augen trogen und ihm Dinge vorgaukelten, die nicht existierten.

Doch das Bild verschwand nicht.

Nun wußte er, warum es von den Erbauern der Tempelstadt keine Spur mehr gab – sie warten tot!

Reglos und schweigend lagen sie in den transparenten Mauern, fast unversehrt und ohne äußere Wunden. Nur der schlaffe Ausdruck ihrer Gesichter und die Dunkelheit in ihren weit aufgerissenen Augen zeugten davon, daß ihnen kein Leben mehr innewohnte.

Der Tod mußte sie plötzlich und mit Schrecken ereilt haben. Und jetzt lagen sie da im Stein begraben.

Allmählich nur erholte sich Mirakel von dem Schock, den ihm der grausige Fund bereitet hatte.

Wie durch eine dämpfende Schicht betrachtete er die für die Ewigkeit konservierten Leichen. Ihre Lider schienen zu zittern, wenn einer der fernen Vulkane einen neuen Strom rotglühender Lava ausstieß.

Plötzlich fiel sein Blick auf eine finstere, mehr als fünf Meter breite, doch nur knapp einen Meter hohe Öffnung. Rechts und links funkelten die massiven Angeln eines Tores in dem glosenden Licht des Mikrokosmos', aber die Pforte selbst war verschwunden.

Lockend und warnend zugleich glotzte ihn die schwarze Öffnung an.

Mirakel lauschte, aber er hörte nur den Wind, der an den Ecken entlangpfiff.

Mit der gebotenen Vorsicht näherte er sich dem türlosen Eingang.

Breite niedrige Stufen, die nicht für menschliche Beine konstruiert worden waren, führten hinauf an den Stützpfeilern. Selbst durch das widerstandsfähige Material seiner Schuhe konnte er die bittere Kälte fühlen, die von den Steinen ausgestrahlt wurde.

Als er oben anlangte, verharrte er einen Moment und drehte den Kopf.

Mehr und mehr verstärkte sich in ihm der Eindruck, daß die seltsame Stadt nicht wirklich tot war, sondern nur schlief und reglos träumte. Vielleicht schon seit Jahrmillionen, seit Rha-Ta-N'my die Urerde verlassen hatte, um ferne Bereiche des Kosmos' ihrem Reich einzuverleiben.

Ständig pfiff der Wind durch die weiten gepflasterten Alleen, strich über die Paläste und Tempel, wehte den Staub und die Asche fort. Es schien, als wäre er bestrebt, bis zur Rückkehr – oder dem Erwachen – der Geschöpfe des Bösen alles sauber zu halten und vor dem Verfall zu bewahren…

Dann betrat Mirakel den Tempel – und ihn empfing das Chaos.

Etwas Fremdes, Entsetzliches streifte ihn und ließ ihn vor Grauen

ächzen.

Groteske Schatten umgaben ihn, bleiche Fratzen mit leeren Augenhöhlen, die in der Finsternis phosphoreszierten.

Über allem lag ein Höllenlärm, so daß Mirakel unwillkürlich die Hände auf die Ohren preßte. In seinem Schädel begann es zu dröhnen.

Dann kam die Kälte. Langsam und unerbittlich wich die Wärme aus seinen Gliedern. Er begann heftig zu zittern.

Mit der Kraft der Verzweiflung warf er sich nach hinten, wo er den Ausgang vermutete, doch unvermittelt ging ein schmerzhafter Ruck durch seinen Körper.

Eine unsichtbare Faust ergriff den Dykten trotz seiner panischen Gegenwehr und zerrte ihn mit sich. Schneidend heulte ein eisiger Sturm an ihm vorbei.

Die grauenerweckenden Totengesichter umwirbelten ihn mit auf- und zuklappenden Mündern und schienen beifällig zu grinsen.

Schneller wurde die rasende Fahrt, bis vor dem Dykten ein Feuerball aufwuchs und dann lautlos zerplatzte.

Mirakel stieß einen gequälten Schrei aus und bedeckte seine geblendeten Augen mit den Händen.

Die unsichtbare Faust entließ ihn plötzlich aus ihrem Griff. Er taumelte, stürzte beinahe und fühlte endlich wieder festen Boden unter den Füßen.

Als er die Augen öffnete, hatte sich seine Umgebung auf eine fantastische Weise verändert.

Rauher Fels umgab ihn.

Er befand sich in einer riesigen Höhle.

Seltsamerweise war es nicht dunkel. Fahle Helligkeit erfüllte das unterirdische Gewölbe, dessen Konturen in der Ferne verschwammen.

Das Licht, erkannte Mirakel, stammte aus zahllosen Kristallbrocken, die überall verstreut lagen.

Der Boden war kühl und eben. Hier und da erblickte der Dykte einige Risse im Gestein, aber sie waren nicht lang und maßen an der breitesten Stelle eine knappe Handspange.

Am eindrucksvollsten waren die schwindelerregend hohen Steinnadeln, die rund und oben spitz zulaufend in die Höhe ragten. Weiter oben verschwanden ihre Umrisse im Dämmerlicht der Kristalle.

Langsam drehte Mirakel den Kopf.

Er stöhnte auf.

Mit gespenstischer Lautlosigkeit wälzte sich in Rufweite ein völlig lichtloser, hunderte von Metern breiter Strom durch den ausgewaschenen Felsen. Wie es schien, trennte der dunkle Fluß die Höhle in zwei Hälften. Nirgendwo zeigte sich eine passierbare Stelle.

Am fernen anderen Ufer lag ein endloser Wald glitzernder Kristalle.

Dann sah Mirakel den Fremden.

*

Der Unbekannte stand ein Stück flußabwärts am Ufer und blickte dem Dykten starr entgegen. Eine bodenlange, schwarze Kutte verbarg seine Gestalt. Nur der kantige Schädel mit den kalten Augen war unbedeckt.

Ein humorloses Lächeln verzog die Lippen des Fremden. Er neigte leicht den Kopf und schien Mirakel höhnisch zu grüßen.

Plötzlich blitzte es hinter der dunklen Gestalt auf. Ein langes, flammenumspieltes Schwert kam zum Vorschein. Langsam richtete sich die Spitze des Schwertes auf den Dykten.

»Zurück, Mirakel!« donnerte eine barsche Stimme. »Oder es ist dein Tod!«

Der Dykte ging unbeirrt weiter. Eine Entdeckung hatte sein Herz höher schlagen lassen.

Am Ufer, halb verborgen durch einen tonnengroßen Kristallbrocken, lag ein schmales, hölzernes Boot.

»Ich befehle dir, bleib stehen!« rief der Fremde erneut.

»Wer bist du?« fragte Mirakel unbeeindruckt und musterte forschend sein Gegenüber. Es trennte sie nur noch ein knappes Dutzend Schritte.

Das Gesicht des Fremden war aschgrau, nur die gläsernen Augen lebten.

Das Schwert loderte hell auf.

Nur mühevoll unterdrückte Mirakel den Impuls, sich abzuwenden.

»Nenn’ mich Khrögos«, sagt der Fremde dumpf. »Nenn’ mich den Wächter am Zwielichtfluß. Nenn’ mich Totschläger oder Dämon. Es ist nicht wichtig, Mirakel.«

Khrögos stand gelassen da und ließ keine Sekunde in seiner Aufmerksamkeit nach.

»Zu viel Zeit ist verflossen, als daß Namen noch eine Bedeutung haben können«, fuhr Khrögos fort. »Jahre werden zu Sekunden an diesem Ort – und Sekunden zu Ewigkeiten.

Du bist verloren, Mirakel.

Du hast einen geweihten Tempel Shab-Sodds betreten. Zur Strafe bist du auf ewig verdammt. Niemals wieder wirst du zurückkehren.«

Der Dykte sah hinüber zu den Kristallbäumen.

»Zurück, Mirakel!« wiederholte Khrögos drohend. »Selbst dein Blick beschmutzt die Unberührbaren auf der anderen Seite. Zurück – oder du stirbst!«

Fauchend zerschnitt das Flammenschwert die Luft.

Der Dykte verengte die Augen. »Niemand befiehlt mir, Khrögos«,

erwiderte er kühl. »Auch du nicht! Und ich werde die andere Seite erreichen. Vielleicht liegt dort der Ausgang…«

Er musterte aufmerksam das fremde, graue Gesicht. Bei seinem letzten Satz huschte ein erschreckter Ausdruck über die klobigen Züge. Also stimmte seine Vermutung!

»Niemand wird mich daran hindern, Khrögos«, prophezeite der Dykte. »Niemand…«

Der Wächter des schwarzen Flusses nickte bedächtig. »Deine Wahl ist getroffen. Wer den Warnungen nicht folgt, ist dem Tod geweiht!«

Khrögos trat einen Schritt nach vorn.

»Dann stirb, Mirakel!«

Blitzartig zuckte das Flammenschwert in die Höhe. Von der Spitze löste sich ein krachender Entladungsblitz, spaltete das fahle Licht und schuf einen ellipsenförmigen Funkenring.

Mirakel spürte warme, moderig riechende Luft über seine Haut streichen.

Aus dem bläulichen Ring ertönten undefinierbare Laute. Ein Schatten erschien, wurde kompakter und deutlich sichtbarer.

Und dann materialisierte das Ungeheuer.

Vage erinnerte das gespenstische Geschöpf an eine Krabbe, aber es war von einem groben Pelz umhüllt und statt Scheren besaß es unzählige Arme.

Menschliche Arme, wie. Mirakel vom Grauen geschüttelt erkannte.

Das Monstrum war fast doppelt so groß wie der Dykte und hüpfte mit vier kräftigen, mehrfach geknickten Beinen über den Fels.

Khrögos lächelte triumphierend und deutete auf Mirakel. »Töte den Frevler, Na’ib!«

Im gleichen Moment schoß das Ungeheuer auf den Dykten zu.

Mirakel zögerte keine Sekunde. Mit einem gewaltigen Satz hechtete er zur Seite und entging dem tödlichen Angriff.

Na’ib röchelte wutentbrannt und griff mit den menschlichen Armen nach seinem Gegner.

Der Dykte fühlte eisenharte Finger an seiner Schulter, riß sich mit knapper Not los und versetzte dem Monstrum einen klatschenden Schlag in die verzerrte Fratze.

Na’ib wich zurück und brachte sich mit einem raschen Sprung in Sicherheit. Lauernd musterte er seinen rotgekleideten Gegner.

Offenbar, dachte Mirakel grimmig, hatte es das Monstrum bisher mit wehrlosen Opfern zu tun gehabt.

»Na’ib!« zischte Khrögos zornig. »Zögere nicht!«

Sofort krümmten sich die Sprungbeine und schnellten den krabbenförmigen Körper vorwärts.

Mirakel erhielt einen schmerzhaften Stoß und torkelte einen Moment benommen. Schon hatte ihn die mörderischen Kreatur in

ihrem Griff. Dutzende Finger tasteten nach seiner Kehle.

Der Dykte blickte nach oben und starrte genau in das bösartige Antlitz seines Widersachers.

Na'ib öffnete den Mund und entblößte faulige Zahnstummel. Siegessicher begann er tief und grollend zu lachen.

Mirakel ächzte unter dem würgenden Griff seines dämonischen Feindes. In seiner Verzweiflung ließ er sich fallen. Verblüfft lockerte sich der Druck der Arme.

Auf diese Gelegenheit hatte der Dykte nur gewartet. In Sekundenschnelle war er unter Na'ibs Armen hindurch, umklammerte eines der pelzigen, kräftigen Sprungbeine und zog mit aller Kraft.

Das Monstrum knickte ein und stürzte polternd. Aus dem verzerrten Mund löste sich ein schriller, entsetzter Schrei.

Mirakel ballte die Faust, schlug zu und traf Na'ib genau zwischen die Augen.

Er wurde sofort still. Ein erstaunter Ausdruck erschien auf den entstellten Gesichtszügen, dann rührte er sich nicht mehr.

Sofort wirbelte der Dykte herum.

Lautlos hatte sich Khrögos an ihn herangeschlichen. Mit einem gutturalen Ruf hob er das Flammenschwert zum tödlichen Streich.

Mirakel wurde von dem Glanz der Waffe nahezu geblendet. Unvermittelt schien alle Kraft aus seinen Gliedern zu weichen, aber der rätselhafte Schwächeanfall währte nur einen Moment.

Dann hatte er sich aus dem magischen Bann gelöst.

Er duckte sich und entging nur um Haaresbreite der gleißenden Schneide, die fauchend auf den Felsboden traf. Krachend zersplitterte das Gestein.

Der Wächter stieß einen Fluch aus. Erneut zuckte das Flammenschwert herab – und mit dem Nahen der Flammenschneide kam auch wieder die tödliche Schwäche. Da handelte Morell instinktiv.

Er riß den halbmondförmigen Dyktenkristall von seiner Brust und hielt ihn dem Schwert entgegen.

Abrupt verharrte die Flammenschneide in der Luft.

Khrögos ächzte verwirrt und ängstlich zugleich.

Der Mirakelstern begann aufzuglühen und den Glanz des magischen Schwertes zu verzehren. Dunkler wurde die Schneide, bis das blanke, silberne Metall zum Vorschein kam. Dann überzogen Rostflecken den makellosen Stahl.

Khrögos wankte. Alles Leben schien aus seinen kristallenen Augen zu weichen.

Und immer heller wurde der Dyktenkristall. Sein Glanz griff auf den Wächter über und setzte die schwarze Kutte in Brand. Grell loderte der trockene Stoff auf.

Darunter befand sich – nichts.

Mirakel wich zurück und betrachtete ungläubig das grausige Bild.

Für einen Moment schien der Schädel schwerelos in der Luft zu schweben.

Khrögos’ Mund öffnete sich zu einem hilflosen Schrei, aber kein Laut drang über die welkenden Lippen.

Dann war er verschwunden.

Hinter dem Dykten ertönte ein saugendes Geräusch.

Er fuhr herum.

Na’ib! Von dem Ungeheuer war ebenfalls keine Spur mehr zu sehen…

Der Dykte holte tief Luft und wartete, bis sich sein aufgeregt jagender Puls wieder beruhigt hatte.

Mirakel fröstelte, als er an die fast vampiristische Eigenschaft des magischen Schwertes dachte.

Zum Glück hatte sich die positive kosmobiologische Energie des Dyktenkristalls als stärker erwiesen.

Der schwarze Fluß schäumte plötzlich auf. Graue Gischtflocken tanzten im fahlen Kristallicht.

Am gegenüberliegenden Ufer ertönte leises Klirren. Die leuchtenden Bäume bewegten sich. Aufgeregt zuckten die armdicken, aus der Entfernung zart wirkenden Stämme.

Das Gleißen der Kristalle nahm übergangslos ab.

Zwielicht trat ein.

Mirakel duckte sich. Überdeutlich fühlte er das Nahen einer tödlichen Gefahr.

Er konzentrierte sich und erhob sich in die Lüfte. Wie ein roter Pfeil huschte er über die aufgeregt schwappenden Wellen des schwarzen Flusses.

Hinter ihm begann es zu grollen. Polternd stürzten riesige Felsbrocken von der fernen Decke und zerplatzten beim Aufprall in tausend Stücke. Der Boden begann zu beben.

Der Tod des Wächters schien das Gefüge des unterirdischen Gewölbes aus dem Gleichgewicht gebracht zu haben!

Die ersten Trümmer klatschten in den Fluß und ließen schwarze, zähe Wasserfontänen in die Höhe spritzen.

Da erreichte Mirakel das andere Ufer.

Die Kristallbäume klirrten lauter. Offenbar registrierten sie seine Anwesenheit oder…

Der Mirakelstern! Er glühte wie eine Miniatursonne an seiner Brust.

Immer heftiger wurden die Beben. Breite Risse zuckten blitzartig über den Boden und brachten ihn in Dutzende Schollen, die rumpelnd auf und ab schaukelten.

Die ersten Kristallbäume zerbrachen.

Dann wurde es völlig finster.

Mirakel spürte eine Welle siedender Wut aus dem Nichts heranstürmen.

Unwillkürlich krümmte er sich zusammen.

Hell und unbeugsam funkelte der Dyktenkristall in der Dunkelheit.

Die Woge aus Haß und Zorn wurde von der positiven Urenergie des Kristalls zurückgehalten.

Für einen Augenblick herrschte gespenstische Stille. Selbst das Grollen des Erdreichs verstummte.

Dann wurde Mirakel erneut von einer unsichtbaren Faust ergriffen und durch ein Meer aus Finsternis geschleppt.

Und die Nacht zerriß.

Blinzelnd sah sich Mirakel um.

Die Tempelstadt… Und vor ihm der Dschungel…

Er hatte die dämonische Zone verlassen. Er war gerettet!

*

Wieder das rostbraune Zwielicht des Dschungels.

Die verlassene Stadt lag weit hinter Mirakel, der nachdenklich geworden seine schier aussichtlose Suche nach einer Möglichkeit zur Rückkehr in seine eigene Welt fortsetzte.

Der Zwischenfall in der dämonischen Tempelstadt hatte ihn an ein anderes Ereignis erinnert.

Vor längerer Zeit war er bei seinem Kampf gegen Rha-Ta-N'my auf einen ihrer ehemals menschlichen Diener gestoßen. Philipe Earl of Mannor-Castle, ein vor Jahrhunderten verstorbener Adeliger, hatte selbst noch nach seinem Tod die Menschen terrorisiert.

Dem Earl war es gelungen, sich das Vertrauen der Dämonen durch Menschenopfer zu erkaufen und sich als Herrscher über die ruhelosen Geister der Ermordeten aufzuschwingen.

Bei der Auseinandersetzung mit diesem einst menschlichen Ungeheuer stieß Mirakel auf den See der Wahrheit. Dort hatte er zum ersten Mal von Nh'or Thruu, Shab-Sodd und Utosh-Melosh-Orsh Kenntnis bekommen.

Doch wer oder was verbarg sich hinter diesen Bezeichnungen?

Existierten diese Dämonengötter wirklich? Waren sie eigenständige, wenn auch unsäglich fremdartige Wesen? Oder stellten sie nur eine andere Schattierung Rha-Ta-N'mys dar, gleichsam Marionetten der Herrscherin der Finsternis und nur durch ihre Gnade zu Leben erweckt?

Unter Umständen schien das Reich der Nacht also komplizierter aufgebaut zu sein, als er bislang vermutet hatte.

Möglicherweise ließen sich daraus sogar Vorteile ziehen, denn der Charakter der Dämonen war von Rücksichtslosigkeit, Gier und Egoismus geprägt. Nur Rha-Ta-N'mys überlegene Macht verhinderte offene Rivalitäten zwischen den Geschöpfen des Bösen.

Allein wenn es galt, direkt gegen die Menschheit vorzugehen, handelten, sie gemeinschaftlich. Aber bot sich ihnen ein wie auch immer gearteter Vorteil, so kannten sie keine Skrupel, ihre privaten Ziele zu verfolgen – auch auf Kosten anderer Dämonen.

Im Gegensatz dazu standen die Menschen, die solidarisch handeln und arbeiten konnten und wo nur vereinzelte, seelisch gestörte Individuen zum Schaden oft ganzer Völker agierten.

Wenn es gelang, diese Solidarität der Menschen zu vertiefen, dann gab es eine reelle Chance, die Pläne des Dämonenreiches zu durchkreuzen und es vielleicht – in ferner Zukunft – zu vernichten.

Ein Zeichen dafür, daß diese Möglichkeit nicht mal so unrealistisch war, wie sie auf dem ersten Blick erschien, stellte die Abteilung D der Vereinten Nationen dar, wo Wissenschaftler und beherzte Männer und Frauen aus vielen Staaten vereint der Bedrohung durch die Dämonen widerstanden. Durch Zufall hatte man ihm darüber eine geheime Nachricht zukommen lassen. Abteilung D ahnte etwas von seiner wahren Identität und wollte ihn gewinnen.

Nun, diese Überlegungen mußte er sich für später aufbewahren. Noch war er Gefangener des Mikrokosmos.

Selbst wenn er wider Erwarten das Land der Djans finden sollte, so war es mehr als fraglich, ob sich ihm dort eine Chance zur Rückkehr zur Erde bieten würde.

Und wenn ihm die Djans nicht helfen konnten, gaben sie ihm vielleicht einen Hinweis…

Ein schwerer Fall riß Mirakel aus seinen Erinnerungen.

Geschmeidig wirbelte er herum, warf sich instinktiv zur Seite und rutschte einige Meter haltlos über den feuchten, schwammigen Dschungelboden.

Über ihm rauschte und knirschte es.

Krachend prallte dann ein zerbrochener Baumriese in den Morast.

Nur knapp entging Mirakel den ausladenden Ästen.

Ruhe kehrte ein, trügerische Ruhe…

Bis aus dem Gewirr der Schlingpflanzen ein mannsdicker, blaugrüner Tentakelarm hervorschoß und wie eine überdimensionale Axt auf die Urwaldriesen einhämmerte. Fast zerbarsten die Baumstämme unter den wuchtigen Hieben. Armlange Holzsplitter zuckten durch die Luft und verfehlten den Dyktenmann nur um wenige Zentimeter.

Der Tentakel verharrte, vibrierte ungeduldig und tastete dann suchend durch den Schlamm.

Mirakel wußte, auf welche Beute die violetten Hornsicheln an der Unterseite des Tentakels aus waren.

Das Ding, zu dem dieser mörderische Ausläufer gehörte, suchte ihn.

*

Rasch schwang sich der Dykte in die Höhe und vermied sorgfältig jedes unnötige Geräusch.

Fast zornig peitschte der Tentakel das aufgewühlte Erdreich.

Schwerelos durch die kosmobiologische Energie, hatte Mirakel in Windeseile die Baumkronen unter sich gelassen.

Rötlichbraun, und nur hier und da mit einem giftgrünen Spritzer versehen, breitete sich das Dach des Dschungels unter ihm aus.

Und der Dschungel zitterte!

Ein Orkan schien in den Wipfeln zu toben. Wie dürre Strohhalme zerbrachen die uralten Baumgiganten, wurden zerfetzt und entwurzelt und von einem Heer stählerner Polypenarme zerschmettert.

Dann brüllte das Ungeheuer, dessen Körper unter dem verfilzten Dschungeldach verborgen war. Nur die mörderischen Tentakel waren zu erkennen.

In unbändiger Raserei pflügten sie den Urwald und schufen große Schneisen, die aussahen, als hätte sich eine überdimensionale Dampfwalze durch das Unterholz gewühlt.

Das Brüllen schwoll an.

Mirakel preßte die Hände auf die Ohren und stieg mit schmerzverzerrtem Gesicht noch weiter in die Höhe.

Der Lärm war nahezu unerträglich.

Polternd stürzten Bäume und Riesenpflanzen, rissen Hunderte andere Gewächse mit sich und wurden von den Polypenarmen zerschmettert.

In kürzester Zeit entstand eine quadratkilometergroße verwüstete Fläche.

Und in der Mitte des Chaos hockte das Monstrum.

Mirakel wurde bleich.

Mit geweiteten Augen stierte er nach unten.

Dies durfte nicht Wirklichkeit sein!

Der Körper der Kreatur war größer als alles andere, was der Dyktenmann jemals in seinem Leben gesehen hatte.

Halb steckte der prustend sich blähende Rumpf in einer gigantischen Grube, halb wölbte er sich über dem Erdboden.

Und nur der sichtbare Teil maß mindestens zweihundert Meter im Durchmesser.

Die Augen, von denen Dutzende scheinbar sinnlos über die

gesamte Körperoberfläche verteilt waren, erinnerten an Lavaklumpen von Elefantengröße.

Tückisch blinzelten die metallen wirkenden Pupillen nach oben.

Das Maul besaß Schnabelform und war breit genug, einen mittleren Flußdampfer zu verschlingen. Ein Wasserfall aus Speichel floß von den hornigen Lippen und brachte augenblicklich den Boden zum Dampfen, wenn er ihn berührte.

Und überall Tentakel. Manche sehr lang, manche kurz wie ein Arm, einige dick und aufgedunsen, andere dünn und zierlich.

Mensch und Monstrum starrten sich an.

Für eine endlose Sekunde verstummte das Gebrüll des Alptraumwesens. Nur noch das Knacken des berstenden Unterholzes und das Rauschen des Speichelbaches waren zu vernehmen.

Im nächsten Augenblick schnellten die längsten der Polypenarme in die Höhe, durchschnitten fauchend die Luft und tasteten nach Mirakel.

Nur mit knapper Not entging der Dykte dem Angriff.

Die Tentakel fielen klatschend zurück.

Wutentbrannt begann die Bestie zu kreischen.

Konzentriert verfolgte Mirakel die Bewegungen seines gefährlichen Feindes. Die Riesenkrake mußte durch irgendeinen Umstand auf ihn aufmerksam geworden sein.

Er war im Verhältnis zu dem Ungeheuer viel zu winzig, um dessen Interesse zu wecken.

Saurierähnliche Skelette und Knochen von der Größe ausgewachsener Wale deuteten darauf hin, daß die Krake ihren Hunger gewöhnlich mit ganz anderer Beute stillte.

Aber warum griff sie ihn mit einer derartigen Wut an?

Da fiel Mirakels Blick auf seine Brust. Er fuhr zusammen.

Der Kristall!

Wie vor kurzer Zeit in der Zwielichtzone glühte der siebenstrahlige Stern. Hell und blendend zuckten kurze weiße Blitze aus dem Material, umgaben den Dykten mit einer flammenden Kugel.

Was hatte das zu bedeuten? Warum reagierte der Kristall derart heftig auf die Nähe der Riesenkrake?

Von neuem peitschten die Tentakel in die Höhe. Nur seine geistesgegenwärtige Reaktion rettete Mirakel vor dem Tod.

Aber etwas war geschehen.

Deutlich registrierte er, daß das leise Kribbeln des kosmobiologischen Kraftstroms eine Veränderung durchmachte. Seltsame Schwere legte sich bleiern auf seine Glieder. Er wollte sich emporschwingen. Es ging nicht.

Panischer Schrecken durchzuckte den Dyktenmann.

Er sank!

Das Unglaubliche war Wirklichkeit geworden: Der Dyktenkristall schützte ihn nicht mehr vor dem Sog der Schwerkraft!

Die Krake schien zu bemerken, daß mit ihm etwas nicht stimmte. Triumphierend brüllte sie auf.

Gefährlich dicht zuckten die Hornsicheln der Polypenarme an Mirakels Augen vorbei. Und immer wieder mußte er sich durch anstrengende Flugmanöver vor der tödlichen Umklammerung in Sicherheit bringen.

Mirakel spürte den Atem des Todes.

Was für ein Narr er doch gewesen war, schalt er sich zornig. Natürlich mußte die Energie des Kristalls mit der Zeit nachlassen. Zu lange hatte er ihn nicht mehr aufladen können.

Nur durch Glück entging er einem gewaltigen Hieb und maß abschätzend die Entfernung, die er überwinden mußte, um aus dem Bereich der Polypenarme zu entkommen.

Resignierend erkannte er, daß ihm die Flucht nicht gelingen würde.

Er war dem Erdboden bereits zu nah.

Und er mußte seine ganze Kraft darauf konzentrieren, den tödlichen Hieben zu entgehen. Außerdem wußte er nicht, wie schnell er jetzt noch fliegen konnte. Aber er verzichtete darauf, es auszuprobieren.

Ein Versuch würde ihm wahrscheinlich das Leben kosten.

Nein, er mußte einen anderen Ausweg finden.

Wieder ein Schlag!

Nun pfiffen die Tentakel zu Dutzenden um ihn herum, manchmal nur noch Zentimeter von seinem Körper entfernt.

Das Ungeheuer begann vor erwartungsvoller Gier zu zittern.

Noch mal gelang es Mirakel, in die Höhe zu steigen, aber viel zu langsam. Und die Anstrengung trieb ihm den Schweiß auf die Stirn.

Der Kristall glänzte wie eine Miniatursonne.

Das Licht versetzte das Monstrum in Raserei.

Schaurig hallten die grauenhaften Schreie über das stille Land.

Dann berührte ihn der erste Tentakel.

Fast ungläubig tastete der biegsame, warme Arm über seine Schenkel und versetzte Mirakel einen Stoß, daß er sich mehrmals überschlug.

Er ließ sich kostbare Meter fallen und hoffte, damit dem Würgegriff entkommen zu sein. Aber seine Hoffnung trog ihn.

Mit entsetzlicher Zielstrebigkeit wanden sich drei, vier, ein Dutzend weitere Tentakel heran, fingen ihn auf und schlugen schmerzhaft gegen seine Brust.

Ein durchdringender Schmerzensschrei löste sich aus dem Rachen der Riesenkrake, als ihre empfindlichen Saugnäpfe den Mirakelstern

berührten.

Zischend verkohlten die Tentakelspitzen, schrumpften und rollten sich zusammen. Die blaugrünen Arme zuckten zurück, aber zu spät! Das Glühen des Kristalls griff bereits ihre Substanz an…

Die Krake kreischte und bebte vor Zorn und quälenden Schmerzen. Mit rotunterlaufenen Augen glotzte sie zu dem Dykten hinauf und stemmte sich dann aus der Grube empor. Sie plusterte sich zu voller Größe auf und schleuderte in stumpfsinniger Gier weitere Polypenarme Mirakel entgegen.

Der fühlte sein Herz in wilder Erleichterung bis zum Hals klopfen.

Der Sog der Schwerkraft hatte abrupt nachgelassen.

Elektrisierend kribbelte der kosmische Energiestrom in seinen Zellen. Zwar war er noch nicht zu alter Stärke entfacht, aber er schien wie von einem Alpdruck befreit.

Die mörderischen Tentakel zerfielen, sobald sie dem Kristall zu nahe kamen.

Und das bedeutete, daß die Krake kein normales Tier war, sondern eine von Dämonen erschaffene Kreatur – vielleicht sogar selbst ein Dämon.

Ihm blieb eine Möglichkeit…

Entschlossen ließ sich Mirakel in die Tiefe fallen. Der Wind rauschte in seinen Ohren, und er raste wie ein menschliches Geschoß auf das verwirrt glotzende Monstrum zu.

Die Lichteruptionen des Mirakelsterns zerschnitten die Polypenarme wie ein feuriges Messer.

Die Krake duckte sich.

Sie schien zu ahnen, welches Schicksal ihr drohte. Hastig wühlte sie sich in den Boden und schleuderte in panischer Flucht Tonnen von Gestein und Erdreich beiseite. Quadratkilometer Dschungel gerieten in Bewegung.

Aber schon war der Dyktenmann über dem betäubend stinkenden Riesenleib.

Der Kristall schien zu explodieren.

Meterlange Feuerspeere schossen aus ihm hervor, fuhren lautlos in die Fleischmassen der Krake und zerschnitten die gefährlichen Tentakel.

Der Glanz in den zahllosen wagenradgroßen Augen wurde schwächer.

Ein letztes Mal raffte sich das gigantische Ungeheuer zu einem Angriff auf. Mit den verbliebenden Fangarmen schlug es nach Mirakel, aber die kosmische Urenergie umhüllte den Dykten und schützte ihn wie eine flackernde, dem Körper angepaßte Glocke.

Die Tentakel wurden zu Asche zerblasen.

Ein klagender Ruf ballte über den Dschungel.

Das rote Licht in der Mikroweit erlosch für einen gespenstischen Moment und wurde von Zwielicht verdrängt.

Verwirrt beobachtete Mirakel, wie die Krake zusehends zerfiel, sich zusammenzog und rasend schnell kleiner wurde. Der ganze monströse Leib verrauchte in Windeseile.

Nur noch ein kaum fingerlanges Wesen mit menschlicher Physiognomie blieb übrig.

Mirakel stockte der Atem, als er in das fratzenhafte Gesicht des winzigen Geschöpfes blickte. Blanker Haß schlug ihm entgegen.

Ein Dämon!

Giftgrüner Schimmer brandete von irgendwoher auf und schoß auf den Dämonen zu, der unvermittelt aufschrie. Verzweifelt versuchte er zu fliehen, doch das Licht des Mirakelsterns lähmte ihn.

Der grüne Schimmer umgab ihn wie eine dunstige Wolke.

Das weiße, reine Licht des Dyktenkristalls und der giftige Glanz trafen aufeinander.

Ein gewaltiger Ruck ging durch das energetische Gefüge des Mikrokosmos. Zunächst war es nur ein haarfeiner Riß in der Luft, kaum wahrzunehmen, aber er verbreiterte sich rasend schnell. Unaufhaltsam fraß er sich weiter, bis schließlich ein Loch mit fransigen Rändern entstand.

Graue Gasschleier wehten durch das gespenstische Tor. Im Hintergrund waren die Fluten eines violetten Ozeans zu erkennen, die träge gegen schroffe, unfruchtbare Klippen brandeten. Der Himmel dieser Welt war wolkenlos und von der Farbe entzündeten Gewebes.

Gnadenlos wurde der Dämon von den Blitzen des Mirakelsterns durch die Dimensionsspalte gepreßt. Er stolperte und fiel auf den farblosen Felsboden.

Der Dämon war verbannt in eine Welt, in der es nichts außer ihm und dem Meer, den schroffen Felsklippen und der sengenden Sonne gab.

Abrupt schloß sich der Durchgang. Das grüne Licht erlosch.

Rot gloste der Widerschein der Vulkane über dem Dschungel.

Mirakel war allein.

Mehrmals atmete er lang und tief durch und bemühte sich, seine aufgeregten Gedanken zu ordnen.

Nachdenklich musterte er den Dyktenkristall auf seiner Brust. Das blendende Feuer, mit dem das halbmondförmige Amulett auf die Gegenwart des Krakendämons reagiert hatte, war inzwischen erloschen.

Sorgenvoll verzog Mirakel das Gesicht. Noch war ein Ende seiner Gefangenschaft im Mikrokosmos nicht abzusehen, und es hatte sich mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, daß der kosmische Energiestrom bald zur Neige gehen würde! Mirakel fröstelte. All die

Kämpfe, denen er sich stellen mußte, strapazierten die Kräfte des Kristalls. Es war die Absicht seiner Feinde, ihn zu schwächen. Und dann? Er verwarf die Gedanken, die ihn quälten, wanderte weiter, teilte das Buschwerk – und blieb wie von unsichtbarer Hand festgehalten, stehen. Er schien im Paradies zu sein!

Staunend betrachtete der Dykte die idyllische Landschaft.

Glasklar und leise murmelnd wälzte sich ein breiter Fluß durch ein sanft geschwungenes Bett. In den kühlen Fluten waren die Silhouetten unzähliger Fische deutlich zu sehen.

Mirakel beugte sich hinunter, schöpfte mit seinen Händen das Wasser und trank es in kleinen vorsichtigen Schlucken.

Schließlich war sein Durst gestillt, und trotz seiner langen, gefährlichen Wanderung fühlte er sich frisch und unternehmungslustig .

Die Ebene mit ihren Wiesen und Bächen, den vielen zutraulichen Tieren und den grazilen Vögeln weckte seine Lebensgeister.

Die sumpfige Schwüle des Dschungels lag weit hinter ihm.

Vereinzelt stehende Bäume trugen gelbe, an Zitronen erinnernde Früchte. Jede von ihnen war so dick wie ein Kürbis. Die Sträucher, die aus dem kniehohen, saftigen Gras emporwucherten, neigten sich unter der Schwere ihrer Beerenlast.

Man brauchte nur die Hand auszustrecken – und schon besaß man genug Nahrung für einen ganzen Tag.

Es war tatsächlich wie im Paradies.

Die größten Tiere reichten knapp an die Statur irdischer Kaninchen heran. Es waren verspielte Kreaturen mit grasgrünem Fell und knolligen Nasen. Ohne ein Anzeichen von Furcht hoppelten sie herbei und purzelten quiekend vor Freude über Mirakels ausgestreckte Beine.

Eine auf einem breiten Steinklotz hockende Kröte gab glucksende, zufriedene Laute von sich.

Selbst die Insekten besaßen keine Stacheln.

Zinnoberrote und blaßblaue Schmetterlinge schwirrten in der Luft. Die Bewegungen ihrer langen Fühler, die unablässig über die samtenen Flügel rieben, erzeugten ein melodisches Singen. Keinen Augenblick verstummte die merkwürdige Musik.

Kopfschüttelnd blickte sich Mirakel um.

So grausam und unerbittlich der Lebenskampf im Dschungel ablief, so harmonisch existierten hier die Tiere in ewigem Frieden nebeneinander.

Hungrig stopfte sich Mirakel eine Handvoll der leicht nach Honig und Ingwer schmeckenden, saftigen Beeren in den Mund. Kauend verfolgte er den eleganten Flug eines Schmetterlings, der sich zunächst zögernd, doch dann immer zutraulicher werdend seinem Kopf näherte und glücklich singend auf seiner Schulter landete.

Nach einer Weile hatte er auch seinen Hunger gestillt. Die kurze Rast hatte ihm gut getan, stellte der Dykte fest. Müdigkeit und Apathie, in die ihn der ständig am Rand des Todes verlaufende Marsch durch den Dschungel versetzt hatte, waren wie weggeblasen.

Wieder erfüllte ihn die Unrast.

Trotz des paradiesischen Landes erschien ihm der Mikrokosmos wieder als lähmender Kerker…

Der Dykte erhob sich von seinem Graspolster, verharrte einen Moment unschlüssig und folgte dann dem Fluß eine Weile stromabwärts.

Unterwegs probierte er die verschiedenen Früchte, die allesamt eßbar und wohlschmeckend waren und von der Natur in verschwenderischer Fülle angeboten wurden.

Ein leises Rauschen in der Ferne erregte seine Aufmerksamkeit.

Der Dyktenmann beschleunigte seine Schritte.

*

Die Wiese wich mehr und mehr einem idyllischen Laubwald, in dem es nach saftiger Erde und reiner Luft roch.

Zwischen den schlanken Baumstämmen wuchsen hüfthohe Pilze und auf den zahllosen Lichtungen strahlten Hunderte verschiedenartige Blumen in blauen, gelben und rosa Farben.

Das Rauschen war indessen lauter geworden.

Ein Wasserfall?

Mirakel bewegte sich wieder auf den Fluß zu, dessen Bett sich gekrümmt hatte und den Wald umging.

Zwischen den Bäumen blitzte es blau auf.

Der Dykte eilte weiter.

Überrascht blieb er dann stehen.

Ein See!

Der Strom mündete hier in ein ruhiges, sauberes Gewässer, dessen Fluten am nördlichen Teil einen breiten Wasserfall hinunterstürzten. Trotz der großen Entfernung war das Rauschen der Wassermassen deutlich zu vernehmen.

Aber vor Mirakel lag der See glatt und ruhig wie ein Spiegel. Riesige Wasserrosen trieben wie kleine Boote still daher. An den Rändern waren sie von kräftiger grüner Färbung, im Zentrum weiß und strahlend.

Aber… Das konnte doch nicht sein!

Mirakel zuckte verblüfft zusammen.

Gebäude! Nicht weit von ihm, auf einer schmalen, weit in den See reichenden Landzunge, erhoben sich gläserne Bauwerke.

Funkelnde Halbkugeln und schlanke Kegel mit alabasterfarbenen

Türen und Fenstern standen dicht am Ufer und ragten teilweise mit gläsernen Beinen in das Wasser.

Jetzt erkannte er auch die Gestalten der samthäutigen Frauen, die im See badeten und in ausgelassene Spiele vertieft waren. Ihr Lachen hallte klingelnd von den glänzenden Glaspalästen wider.

Djans!

Er hatte sie gefunden…

Die Erleichterung ließ ihn für einen Moment wanken. Er vermochte sein Glück fast nicht zu begreifen.

Oder war es gar kein Glück? Lenkte ihn vielleicht ein unhörbarer Ruf in dieses Land, an diesen See?

Gerade wollte sich Mirakel aufrichten und auf sich aufmerksam machen, als sich eine der Frauen zu ihm umdrehte und ihr nasses, langes Haar schüttelte.

Sie trug nichts als ihre weiche, tropfenübersäte Haut.

Das junge Mädchen hatte Mirakel entdeckt.

Es lächelte freundlich und winkte ihm auffordernd zu. Offenbar schien ihr Charakter noch nicht von dem Nacktheitstabu einer technischen Zivilisation wie die der Menschen verdorben zu sein.

Unbefangen sah es Mirakel entgegen und machte ihre Gefährtinnen auf den Besucher aufmerksam.

Mirakel hob grüßend die Hand, um zu zeigen, daß er friedlich gesonnen war. Mit großen Schritten sprang er über den weichen Uferboden und eilte auf die leuchtenden Glaspaläste zu.

Die Djans verließen das Wasser und kamen ihm arglos entgegen.

Ihre Vertrauensseligkeit irritierte den Dykten, denn noch immer hörte er Shenias ersterbende Stimme. Seinen Worten nach zu urteilen, befand sich das Volk der Djans in tödlicher Gefahr.

Wie aber paßte die friedliche Szene zu diesem Bild?

Die Djans waren hochgewachsene, schlanke Geschöpfe mit ebenmäßig geformten Gliedern, festen Brüsten und offenen Gesichtern. In ihren Augen war nichts anderes als Freundlichkeit und Neugier zu lesen.

Mirakel neigte den Kopf.

»Wer bist du, Fremder?« fragte eine der jungen Frauen.

Es war jene, die Mirakel zuerst entdeckt hatte.

Ihr nasses Haar war schwarz und reichte bis zu den gebräunten Schulterblättern. Auf den vollen, roten Lippen glänzten einige Wassertropfen und stoben bei ihren Worten davon.

»Ich bin Mirakel«, entgegnete der Dykte leise. »Ich komme von der Küste des Ozeans im Süden und durchquerte den Dschungel auf der Suche nach einem Volk, das sich Djans nennt.«

Das Mädchen nickte. »Willkommen, Mirakel«, erwiderte sie. »Du hast die Djans gefunden! Du wirst hungrig und durstig sein. Möchtest

du etwas essen und trinken? Du bist unser Gast.«

Mirakel zögerte. Shenias Name lag auf seiner Zunge, und schon wollte er mit der Geschichte ihres Zusammentreffens beginnen, als eine seltsame Ahnung ihn davon abhielt.

»Ich danke dir«, antwortete er stattdessen. »Meine Wanderung hat mich erschöpft. Vielleicht erlaubt ihr mir, einige Zeit bei euch auszuruhen.«

Verwirrt bemerkte er, daß sich die anderen Mädchen allmählich entfernten und in den See zurückkehrten, wo sie ihre ausgelassenen Spiele wieder aufnahmen.

Warum erregte er so wenig Aufmerksamkeit?

Hatte Shenia am Ende die Unwahrheit gesprochen? Aber aus welchen Gründen?

Merkwürdig, dachte der Dyktenmann und verfolgte das Spiel der nackten Schönheiten. Sie wirkten wie Kinder, die ihre erste Neugier gestillt hatten und nun keinen Anlaß mehr sahen, sich näher mit ihm zu befassen.

»Komm, Mirakel!« forderte ihn das Mädchen auf und reichte ihm ihre Hand. Sie war klein und noch kühl vom Wasser. »Ich bin Meryna.«

Widerstandslos ließ sich Mirakel zu einem der gläsernen Gebäude führen.

Das Mädchen bedeutete ihm, auf einer Ruhebank neben dem Eingang Platz zu nehmen und verschwand im Innern der gläsernen, saphirfarbenen Halbkugel. Nach kurzer Zeit kam sie mit einem dünnen Kristalltablett zurück.

Auf dem Tablett lagen verschiedene geschälte Früchte und eine Schale mit kirschrotem Saft, der etwas bitter schmeckte, aber vorzüglich den Durst löschte.

Schweigend sah Meryna zu, wie Mirakel hungrig aß und sich am Ende der Mahlzeit die Finger an einigen Blättern säuberte.

»Ich sagte«, begann der Dykte sorgfältig, »daß ich von der Küste komme. Ich wurde dort von einem heftigen Unwetter überrascht. Vom Meer rollte eine Springflut heran, der ich nur knapp entkommen konnte…«

Die Djan sah ihn erwartungsvoll an.

»Nach dem Abflauen des Orkans«, fuhr Mirakel fort, »stieß ich auf einen Schiffbrüchigen, der kurz darauf starb. Sein Name war Shenia.«

Merynas Gesicht blieb unbewegt.

Der Dykte runzelte enttäuscht die Stirn. Er hatte gehofft, daß die Nennung des Namens eine Reaktion auslösen würde. Schließlich hatte Shenia angedeutet, aus seiner Heimat aufgebrochen zu sein, um Rettung für sein Volk zu finden.

»Shenia war ein Djan wie ihr!« schloß er. »Kennst du ihn vielleicht,

Meryna?«

Das Mädchen antwortete nicht. Nach wie vor lächelte sie ihn schweigend an.

Mysteriös, durchzuckte es Mirakel. Warum schwieg sie? Warum blieb sie so unbewegt?

Sinnend betrachtete er einen geflochtenen Korb mit ananasähnlichen, ockergelben Früchten.

»Ernährt ihr euch nur davon?« erkundigte er sich schließlich, um das Schweigen zu beenden.

Das Mädchen blinzelte verwirrt. Ihr seltsam starres Lächeln verschwand. »Ja, natürlich! Die Früchte wachsen überall, und es ist genug von ihnen da, daß jeder von uns seinen Hunger stillen kann. Was sollen wir denn sonst essen?«

»Nun, Fleisch zum Beispiel?« Der Dykte wies auf den See. »Oder Fische! Es wimmelt ja förmlich von ihnen!«

Meryna schnitt eine Grimasse.

»Wir töten keine Tiere!« entgegnete sie bestimmt. »Sie sind unsere Freunde. Wir spielen mit ihnen und pflegen sie, wenn sie verletzt sind.

Ich würde es niemals über mich bringen, einen meiner Freunde zu verzehren. Könntest du das denn?«

Mirakel lachte und schüttelte den Kopf. »Nein, natürlich nicht, Meryna.

Unter diesem Blickwinkel betrachtet… Vergiß meine Frage! Sie ist nicht wichtig.«

»Du bist ein seltsamer Mensch«, murmelte das Mädchen und fuhr die Linien in seinem Gesicht mit den Fingern nach. »Du bist kein Djan; das merkt man an deinen Fragen. Woher kommst du? Und warum trägst du dieses rote Gewand? Bist du so häßlich, daß du deinen Körper verstecken mußt?«

Mirakel schmunzelte. »Nun, ich hoffe nicht«, entgegnete er amüsiert. »Aber in meiner Welt ist es Sitte, Kleidung zu tragen. Außerdem ist es meistens zu kalt. Ohne Kleidung würde man frieren oder sogar krank werden.«

»Wie heißt deine Welt, Mirakel, und wo befindet sie sich?«

Der Dykte sah zu Boden. »Es ist die Erde. Sie liegt hier ganz in der Nähe. Man kann sie beinahe berühren, doch wir sind zu klein für sie. Viel zu klein.«

Das Mädchen blickte ihm verständnislos in die Augen.

»Ich verstehe nicht, was du meinst«, sagte sie zögernd. »Ich begreife nicht, warum wir sie nicht sehen können, wenn sie doch so nah ist.«

»Ich glaube, Meryna«, sagte der Dykte, »niemand kann das so richtig verstehen.«

Der Mann und die Djan sahen sich schweigend an, die Gesichter

flackernd vom gebrochenen Licht der Glashäuser erleuchtet.

Zum ersten Mal in seinem Leben begriff Mirakel, was es bedeutete, unter Menschen und doch einsam zu sein.

Ihn und Meryna trennte mehr als die Kluft zwischen dem Makro- und dem Mikrokosmos. Die Djan dachte anders und besaß ein völlig anderes Weltbild als er.

Vom See drang das fröhliche Lachen der Mädchen, die das Leben genossen und weder Sorge noch Arbeit zu kennen schienen.

Sie waren Geschöpfe eines Paradieses, vom Schicksal mit allem ausgestattet, was es an Glück zu bieten hatte.

Mirakel fror plötzlich.

Nur Shenias düstere Worte störten die Harmonie. Obwohl sie angesichts des unberührten Friedens immer unverständlicher erschienen, besaßen sie vielleicht doch einen realen Hintergrund.

Irgend etwas schien zu fehlen…

Aber was irritierte ihn?

Die Djan bemerkte, daß ihn ein Problem beschäftigte. »Was bedrückt dich, Mirakel?« fragte sie sanft. »Deine Augen sind’ plötzlich unruhig. Vermißt du etwas?«

Vermissen? Natürlich!

Mirakel zuckte unter der Erkenntnis zusammen.

Frauen!

Er hatte bisher nur Frauen gesehen. Wo, zum Teufel, steckten die männlichen Djans?

Er öffnete den Mund und wollte Meryna nach ihnen fragen, doch in diesem Moment brach das Unheil über das Paradies der Djans herein.

*

Das Licht wurde unvermittelt grau und dämmerig. Mit einem leisen Seufzer erlosch der Glanz der Glaspaläste. Ein kühler Luftzug strich über die Seeoberfläche und erzeugte spiralartige kleine Wellen.

Mirakel sprang auf. »Meryna!« zischte er. »Was hat das zu bedeuten?«

Die Djan schwieg und faltete die Hände. Ihre Lider schlossen sich wie zum Schlaf.

»Meryna!« Mirakel schüttelte das Mädchen heftig an der Schulter. »Antworte! Was hat das zu bedeuten? So antworte doch!«

Schweigen…

Das Lachen und Rufen vom See war verstummt. Reglos standen die Djans im Wasser, am Ufer, vor ihren verdunkelten Behausungen.

Die Welt schien den Atem anzuhalten.

Etwas Grauenhaftes näherte sich der gläsernen Siedlung. Mirakel

spürte mit jeder Faser seines Körpers Gefahr.

Was war nur geschehen?

Vielstimmiges Gelächter riß Mirakel aus seiner Starre.

Und dann lösten sich aus den Schatten des Laubwaldes Dutzende unsäglich häßlicher Wesen. Wie fette Schmeißfliegen huschten sie näher.

Ihr Bild brannte sich in Mirakels Gedanken ein.

Dicht behaarte, kräftige Gestalten, Brust und Arme mit rhombischen Schuppen bedeckt, die Hände gekrümmte Klauen und die Gesichter.

Großer Gott, fröstelte der Dykte. Die Gesichter der Monstren waren entsetzliche Fratzen… Wölfisch geformte Schnauzen, in denen gekrümmte Reißzähne funkelten, eng zusammenliegende, irisierende Augen, halb unter den buschigen Wölbungen der Brauen verborgen, die Nase platt und kaum erkennbar, der Schädel entsetzlich deformiert.

Sie waren halb Mensch, halb Tier, und die völlige Lautlosigkeit, mit der sie sich bewegten, verstärkte den drohenden Eindruck, der von den geöffneten Raubtierschnauzen ausging.

Mirakel schwankte.

So mußten sich die Menschen vergangener Jahrhunderte die sagenhaften Werwölfe, die Wolfsmenschen vorgestellt haben!

Schauerliches Heulen gellte über den See.

Das Angriffssignal!

Mit weiten Sprüngen setzten die Wölfischen auf die reglosen Djans zu, fielen knurrend über sie her und zerrten sie rücksichtslos mit sich.

Der Dykte stöhnte. Warum flohen die Mädchen nicht? Warum verteidigten sie sich nicht?

Und wo waren ihre Männer, ihre Väter und Söhne?

Ein heiseres Grollen in seinem Nacken warnte ihn.

Der Dykte fuhr herum und starrte direkt in die funkelnden Augen eines der behaarten Ungeheuer. Eine Tatze zuckte hoch, verfehlte Mirakels Schädel knapp und traf den Türrahmen des Glaspalastes. Der Hieb fetzte faustgroße Brocken aus dem dunkel gewordenen Material.

Die Bestie röhrte.

Mirakel schlug mit aller Kraft zurück und traf den Tiermenschen, so daß er taumelte. Ein zweiter, dritter Faustschlag ließ ihn endgültig zu Boden gehen.

Der Dykte sah sich um.

»Meryna!« rief er entsetzt.

Ein zweiter Wolfsmensch hatte das Mädchen an den Armen ergriffen und schleifte es geisterhaft lachend mit sich.

Mirakel handelte schnell wie ein Gedanke.

Einem roten Lichtstrahl gleich zuckte er auf den Tiermenschen zu.

Überrascht gab die Bestie einen gutturalen Laut von sich, als zwei goldene Hände sie umklammerten.

Röchelnd ließ der Werwolf schließlich Meryna fallen. Er sackte zusammen und stürzte bewußtlos gegen einen Baumstamm.

Mirakel atmete heftig. Immer deutlicher wurde ihm die schwindende Intensität der kosmobiologischen Urenergie bewußt.

Mit raschem Blick erfaßte er die Situation.

Der Großteil der ungeheuerlichen Kreaturen befand sich bereits wieder auf dem Rückzug, mindestens ein Dutzend Djans in ihrer Gewalt.

Am Seeufer hielten sich nur noch drei Wolfsmenschen auf.

Ihr Knurren klang wild und bösartig. Vor ihnen, halb im zähen Uferschlamm begraben, lag eine ohnmächtige Djan.

Jedesmal, wenn einer der Tiermenschen nach ihr greifen wollte, hielten ihn die anderen zwei mit drohenden Gebärden von seinem Vorhaben ab.

Keiner schien dem anderen die leichte Beute gönnen zu wollen.

Mirakel brach wie ein Orkan über die Bestien herein.

Den ersten Werwolf setzte er mit gezieltem Fußtritt außer Gefecht und rannte den zweiten über den Haufen. Der Tiermensch brach zusammen und rührte sich nicht mehr. Sein wölfisches Antlitz wirkte überrascht.

Dann spürte er die Fänge des letzten Tiermenschen an seinem Oberarm.

Mit einem Fluch riß sich der Dyktenmann los, aber da verfing sich sein Fuß in einer Unebenheit des Bodens. Er stolperte und fiel in den Schlamm.

Im selben Augenblick sprang ihn der Feind an.

Mirakel stöhnte vor Schmerz, als eine Klaue über seine rechte Wange schrammte. Der Tiermensch grunzte triumphierend. Mit aller Kraft preßten seine behaarten, muskulösen Arme den Dykten zu Boden.

Durch heftige Gegenwehr gelang es Mirakel, seinen Gegner zu umklammern. Heftig riß er an den filzigen Haarbüscheln.

Der Werwolf knurrte.

Dann richtete sich der Dykte langsam auf. Er würgte unter dem Gestank, der ihm aus dem tierischen Rachen des Ungeheuers entgegenschlug. Mit einem Ruck befreite er sich aus der Umklammerung und stieß den Angreifer fort.

Es brüllte auf und stürzte mit verzerrter Miene rücklings in den See. Gurgelnd ging es unter.

Vor Mirakels Augen flimmerte die Luft.

Es war wieder still.

Schwer atmend löste der Dykte den Kristall von seiner Brust. Die

kosmische Energie ließ rapide nach. Lange würde er nicht mehr auf sie zurückgreifen können…

Er ergriff die bewußtlose Djan und legte sie vorsichtig vor eines der Glashäuser. Das halb durchsichtige Material hatte unvermittelt wieder zu leuchten begonnen.

Wie zum Hohn ertönte Vogelzwitschern.

Es schien, als hätte der entsetzliche Überfall nie stattgefunden.

Ein leises Knistern in seinem Rücken ließ den Dykten herumfahren.

Er wurde blaß.

Die Tiermenschen, die er niedergeschlagen hatte, waren verschwunden!

Das Grauen schüttelte ihn. Was ging hier vor?

War dies die Bedrohung, der das Volk der Djans ausgesetzt war?

Shenia mußte die Werwölfe gemeint haben, kein Zweifel!

Aber wieso nahmen die Djans die Überfälle ohne Gegenwehr hin? Mirakel hatte bewiesen, daß beherzter Widerstand auch diese unheimlichen Feinde zurücktreiben konnte.

Er biß die Zähne zusammen und schwor sich, das Rätsel zu lösen.

Mit Sicherheit hatten Shab-Sodd und Nh'or Thruu auch hier ihre Finger im Spiel.

Jemand lachte leise. Aufgeregte Scherzworte folgten.

Die Djans hatten sich wieder in den See begeben und ihre Spiele aufgenommen. Keinen Gedanken schienen sie an ihre entführten Gefährtinnen zu verschwenden.

Mirakel ballte die Fäuste.

Meryna! Er mußte mit ihr sprechen. Sie mußte ihm erklären, was das alles zu bedeuten hatte.

Das Land der Djans war kein Paradies, im Gegenteil! Unter der friedlichen Oberfläche brodelte die Hölle…

*

Warm und weich schmiegte sich Merynas Körper an den seinen.

Behutsam drückte er ihr einen Kuß auf die leicht geöffneten Lippen. Er starrte hoch zur facettenartigen, dämmerig glimmenden Decke.

Das Innere des Glashauses war mit getrockneten Pflanzenmatten gepolstert. Es roch erfrischend nach den fast goldenen Blüten, die sich an den Wänden emporrankten und so dem Raum märchenhafte Farbenpracht verliehen.

Niedrige, leuchtende Glastische und marmorweiße bequeme Sessel vervollständigten die Einrichtung.

»Du wirst wieder fortgehen«, murmelte die Djan übergangslos.

Mirakel setzte sich langsam auf und rieb seine Augen.

»Ja«, nickte er ernst, »aber ich bleibe noch eine Weile. Später allerdings muß ich gehen. Ich habe eine Mission zu erfüllen, von der ich nicht weiß, wann sie beendet sein wird.

Und ich muß zurück in meine Welt.

Das Schicksal zahlloser Planeten und ihrer Bewohner steht auf dem Spiel.«

»Ich bin ein Wanderer«, murmelte er, »ein heimatloser Sucher, der nie lange an einem Ort bleiben kann.

Erst wenn alle Menschen die gleichen Rechte besitzen und in ihrer Existenz nicht mehr durch sich selbst oder durch das Dämonenreich bedroht werden, erst dann ist meine Aufgabe gelöst.

Doch bis es soweit ist…«

Er verstummte. Worte, dachte er, wirkten in diesen Situationen schal und sinnlos.

»Wann wirst du gehen, Mirakel?«

»Später«, wiederholte der Dykte. »Zuerst muß ich herausfinden, wer diese Ungeheuer sind, woher sie kommen. Weißt du es, Meryna?«

Die Djan hob den Kopf. Sie fröstelte.

»Nein«, erwiderte sie. »Von Zeit zu Zeit tauchen sie aus den Wäldern auf und rauben einige von uns. Früher waren wir viele, aber unser Volk schrumpft mehr und mehr zusammen, und in naher Zukunft…

Es wird nicht mehr lange dauern, bis es keine Djans mehr gibt.«

Heißer Zorn durchflutete den Dykten.

»Aber warum wehrt ihr euch nicht?« brach es aus ihm hervor. »Warum flieht ihr nicht? Warum laßt ihr euch ohne den geringsten Versuch einer Verteidigung von diesen Bestien entführen?«

Das Mädchen lächelte ihn an.

»Meryna!« schrie der Dykte. »Hast du nicht verstanden, was ich gesagt habe?«

Sie lächelte nur.

Mirakel schwieg. Mit Schrecken wurde ihm bewußt, daß die Djan seine Frage tatsächlich nicht gehört hatte!

In ihrem Bewußtsein mußte es eine Blockade geben, die verhinderte, daß sie bestimmte Dinge verriet.

Shab-Sodd?

Der Vater der Finsteren mußte dafür verantwortlich sein…

Und vielleicht wurde er auch von Utosh-Melosh-Orsh, dem dreiköpfigen Lügengott, und Nh'or Thruu, dem Irren von Zoor, dabei unterstützt.

Aus noch unbekannten Gründen versuchten sie jeden Neugierigen davon abzuhalten, das Geheimnis der Wolfsmenschen zu lösen.

Sie waren es, die das Volk der Djans ausrotten wollten.

Shenia hatte nicht gelogen. Doch warum hatte er darüber reden

können – und Meryna nicht?

Mirakel runzelte die Stirn und versuchte es mit einer anderen Frage.

»Wo sind eure Männer, Meryna? Wo ist dein Vater?«

Schweigen. Lächelndes Schweigen…

»Wer sind die Wolfsmenschen?« sprudelte es aus Mirakel hervor. »Warum verfolgen sie euch? Und was machen sie mit den Entführten?

Meryna, ich flehe dich an, antworte mir!«

Mirakel blickte resignierend zu Boden.

Es war sinnlos. Sobald seine Fragen einen bestimmten Themenkreis anschnitten, schaltete sich die Psychoblockade ein. Die Djan hörte und verstand ihn dann nicht mehr.

Schließlich gab er seine fruchtlosen Versuche auf.

Die Djans konnten ihm also nicht weiterhelfen, soviel stand fest. Also mußte er auf eigene Faust handeln, allein Ursprung und Ziel der Tiermenschen erforschen.

»Schlaf jetzt, Meryna«, flüsterte er dem Mädchen ins Ohr. »Nachher werde ich aufbrechen und der Spur der Werwölfe folgen. Vielleicht gelingt es mir, sie einzuholen.«

Die Djan zitterte und klammerte sich an ihn. »Wirst du zurückkommen?« fragte sie atemlos. Deutlich hörte der Dyktenmann die Furcht in ihrer Stimme.

Er lächelte beruhigend und breitete die raschelnde Pflanzendecke über sie. »Ja. Bevor ich euer Land verlasse, werde ich mich von dir verabschieden.«

Langsam glitt er in einen unruhigen Schlaf.

*

Merynas schlanke Gestalt war schon lange hinter den Bäumen verschwunden, als der Dykte die erste Rast einlegte.

Durch langes, ermüdendes Fragen und ständig geänderte Satzkonstruktionen war es ihm nach Stunden doch noch gelungen, die Blockade in Merynas Gedanken zu überlisten.

Er wußte nun, daß die Ungeheuer ihre Menschenjagden von einer geheimnisvollen Unterwelt aus planten. Vermutlich lag dieser Ort am Fuß der weiter nördlich gelegenen Bergkette, deren höchste, schneebedeckte Gipfel die Giganten des irdischen Himalaya wie Zwerge erscheinen ließen.

Aber absolute Sicherheit für diese Annahme besaß er nicht.

Mirakel war der deutlich sichtbaren Spur der Werwolfmeute durch das fruchtbare, idyllische Flußland gefolgt. In der Wildnis des schmalen Dschungelstreifens, der das Gebirge und das Reich der Djans trennte, hatte er sie dann verloren.

Nachdenklich verzehrte er seine letzten Früchte und betrachtete das buschige Unterholz, das sich an den fleischigen Urwaldbäumen emporrankte.

Irgendwo in dieser Wildnis mußte sich das Tor zur Unterwelt der Tiermenschen befinden.

Aber wo?

Wenn er Pech hatte, dann konnte er bis an sein Lebensende suchen, ohne auch nur in die Nähe des vermutlich gut getarnten Eingangs zu gelangen.

Nur durch logische Überlegung konnte es ihm gelingen, sein Vorhaben durchzuführen und in die Unterwelt einzudringen, um die Gefahr durch die Menschenjäger zu beseitigen.

Wie er wußte, fanden die Angriffe zwar nicht regelmäßig, aber in zeitlich relativ nah beieinander liegenden Abständen statt.

Das bedeutete, daß das Tor zum Reich der Wolfsmenschen oft von vielen Kreaturen benutzt wurde. Der Lärm, den sie dabei machten, und die intensiven Gerüche, die ihre halb tierischen Körper ausstrahlten, lenkten mit Sicherheit die Aufmerksamkeit der Dschungelbewohner auf sich.

Während seines Marsches durch das weitläufige Dschungelgebiet zum Flußland hatte Mirakel die Gefährlichkeit von Flora und Fauna deutlich vor Augen geführt bekommen.

Die Vermutung lag also nahe, daß die Wolfsmenschen ebenfalls ihre Probleme mit dem mörderischen Getier hatten.

Demzufolge mußten sie bestrebt sein, zumindest vor dem Eingang zur ihrer Welt diese Bedrohung auszuschalten. Direkt nach dem Verlassen oder vor dem Betreten des unterirdischen Reiches war die Gefahr eines Überraschungsangriffs am größten.

Folglich mußten sie den Dschungel dort gerodet und übersichtlich gemacht haben.

Eine derartige Stelle war relativ leicht zu entdecken…

Mirakel lächelte zufrieden.

Er mußte also nur mit Hilfe seiner kosmischen Dyktenkräfte eine Höhe erreichen, von der er den ganzen Dschungelstreifen überblicken konnte. Wenn er aufmerksam beobachtete, dann durfte es ihm nicht schwerfallen, eine derart auffällige Stelle zu entdecken.

Er preßte den Kristall wieder an seine Brust und spürte mit einiger Verzögerung die elektrisierende Wirkung der kosmischen Urenergie. Nun genügte allein seine Willenskraft, um ihn Schwere und Masseträgheit überwinden zu lassen.

Er schwebte höher und höher…

Grün, rot und gelb lag das von Leben wimmelnde Pflanzenmeer unter ihm. Forschend kniff der Dykte die Augen zusammen und suchte sorgfältig Kilometer für Kilometer mit den Blicken ab.

Da!

Er hatte richtig vermutet…

Im Osten, nahe bei den ersten Gebirgsausläufern, existierte eine rechteckige Fläche, deren Bewuchs grau und schäbig wirkte. Es schien, als hätten überdimensionale Motten den Baumteppich angenagt und große Löcher hineingefressen.

Dort mußte sich das Tor zum Reich der Tiermenschen befinden.

Mit dicht an den Körper gepreßten Armen und angezogenen Beinen raste Mirakel auf die verdächtige Stelle zu.

Elastisch federte der Dykte den Aufprall ab und eilte in den Schatten eines abgestorbenen Baumriesen.

Hier war der Dschungel stumm.

Weder Insekt noch Vogel durchbrachen das Schweigen mit ihren Lauten. Der Boden war trocken und mit verdorrtem Laub und vertrockneten Ästen übersät. Gelbgrau und tot hingen die Zweige der wenigen Sträucher nach unten.

Wie ein Friedhof wirkte die Lichtung im Grün des Dschungels. Im Hintergrund ragten die schroffen Bergriesen empor, deren Schluchten nur matt vom roten Licht des Mikrokosmos erhellt wurden.

Die unheimliche Stille zerrte an den Nerven des Dykten, als er vorsichtig die Suche nach dem versteckten Tor aufnahm.

Was hatte diesen Kahlschlag hervorgerufen?

Plötzlich vernahm er ein helles Summen.

Instinktiv berührte Mirakel den Kristall an seinem Herzen. Gab es einen Wächter? Wenn ja, so mußte er ihn schon längst entdeckt haben.

Seine Muskeln strafften sich.

Aber noch war nichts zu erkennen.

Das Geräusch war erneut zu hören. Es lag zum Teil im Ultraschallbereich, und nur seine hochempfindlichen Dyktensinne konnten es überhaupt wahrnehmen.

Das Summen gewann an Intensität und wurde lauter.

Mirakel wich unwillkürlich einige Schritte zurück und blickte in die Höhe.

Für einen schrecklichen Moment setzte sein Herzschlag aus.

Am Fuß einer steil abfallenden Felswand hatte sich eine Öffnung gebildet. Aus dem runden, finsteren Loch schwirrte ein Schwarm tanzender Punkte und steuerte mit tödlicher Zielbewußtheit auf ihn zu.

Ameisen!

Fliegende Ameisen! Tausende, Millionen geflügelte Insekten, deren granitharte Beißwerkzeuge selbst Metall zernagen konnten.

Mirakel verharrte.

Seine Gedanken wirbelten unstet. Würde ihn die Aura des

kosmischen Kraftstroms vor den winzigen Mördern beschützen?

Unter normalen Umständen ja, aber zu oft seit seiner unfreiwilligen Ankunft in der Mikroweit hatte er die Erfahrung gemacht, daß der Dyktenkristall hier nicht seine volle Stärke entfalten konnte.

Er erinnerte sich plötzlich an den Zwischenfall mit der Riesenraupe.

Er begann sich wieder um seine Achse zu drehen. Wie ein rotglühender Bohrkopf rotierte der Dykte, schneller und schneller. Die Luft um ihn herum wurde von dem Sog erfaßt, der immer neue Schichten an sich riß, bis ein künstlicher Wirbelsturm entstand.

Die fauchende Windhose, in deren Mitte sich Mirakel befand, wühlte den Boden auf und entwurzelte mit ihrer Kraft die morschen Urwaldriesen.

Dann gerieten die Insekten in den Sog.

Angestrengt summten ihre durchsichtigen Flügel, aber sie waren zu schwach. Keine der fliegenden Ameisen entging der Falle.

Darauf hatte Frank Morell alias Mirakel gewartet.

Blitzartig schoß er in die Höhe und überwand in Bruchteilen von Sekunden Dutzende Kilometer. Er heulte über das Land der Djans hinweg, über den Dschungel hinaus auf die offene See. Und weiter, bis er schließlich ein regnerisches Sturmgebiet erreichte.

Abrupt verlangsamte er seine Drehbewegungen und entließ, Tonnen von Erde, zerfetzte Pflanzenteile und die verwirrten Mordinsekten aus dem Bann des künstlichen Wirbelsturms.

Hilflos torkelten die Insekten auf die häuserhohen Wellenberge zu.

Der Dyktenmann verschwendete keine kostbare Zeit mit dem weiteren Schicksal der Mordinsekten, sondern jagte zurück zu der fernen Bergkette.

Sein Flug dauerte nur Sekunden, doch ihm erschienen sie wie Ewigkeiten.

Endlich sah er wieder die verwüstete Lichtung vor sich – und das Tor im Berg.

Rasend schnell schloß sich die Öffnung. Kaum noch mannsbreit war der Spalt!

Er mußte es schaffen…

Mirakel verdoppelte seine Geschwindigkeit. Im letzten Augenblick zwängte er sich an dem täuschend echten Felstor vorbei und stürzte auf den harten Boden eines schlauchförmigen Tunnels. Hinter ihm knirschte der Fels.

Das Tor hatte sich endgültig geschlossen.

*

Mißtrauisch musterte Mirakel seine Umgebung.

Der Tunnel war knapp fünf Meter hoch und mit unbekannten Mitteln in das massive Gestein getrieben worden. An der glatten, wie mit einer gewaltigen Fräse geschliffenen Decke verbreiteten Myriaden mikroskopisch kleine Punkte bläuliches Licht.

Der fahle Glanz verlieh der Haut eine ungesunde Blässe.

Eine Atmosphäre des Unheimlichen lag über dem leeren Gang, der schnurgerade immer tiefer in den Berg führte und in der Ferne verschwamm.

Dicht neben dem Eingang entdeckte der Dykte korbähnliche Behälter mit geöffneten Deckeln. Vermutlich handelte es sich dabei um die Stöcke der Flugameisen, die jetzt irgendwo in den Fluten des stürmischen Ozeans ertranken.

Mit wachen Sinnen schlich Mirakel dicht an den bitterkalten, rohen Wänden entlang. Ständig war er auf einen überraschenden Angriff der Wolfsmenschen gefaßt. Aber nichts geschah…

Minute um Minute tröpfelte dahin. Der Tunnel schien kein Ende zu nehmen.

Endlich bog der sich sanft neigende Gang rechtwinkelig ab.

Überrascht blieb Mirakel stehen.

Eine riesige Höhle tat sich vor seinen Augen auf.

Der Boden endete abrupt. Steiler Fels führte hunderte von Metern in die Tiefe, so daß man die Umrisse weiter unten nur ungenau erkennen konnte.

Die Decke lief kuppelförmig zu und ähnelte einem steinernen Dom.

Vorsichtig starrte er in die schwindelerregende Tiefe und versuchte in dem ungewissen Schimmern etwas zu erkennen. Enttäuscht gab er sein sinnloses Unterfangen auf.

Schatten trieben über den fernen Grund und hüllten alles in neblige Ungewißheit.

Trotz seiner Dyktenkleidung fror Mirakel in der Kälte, die der Stein um ihn herum ausstrahlte.

Rechts führte ein schmaler Pfad an der Felswand entlang und senkte sich dann halsbrecherisch steil in die Tiefe.

Für einen Moment war er versucht, auf seine Dyktenkräfte zurückzugreifen und zum Grund des Felsendomes hinunterzufliegen. Aber er mußte mit seinen Fähigkeiten sparsam umgehen.

Der Vorrat war nur begrenzt…

In seinem Innern entstand das Bild der Eichen, in deren höhlenbildendem Wurzelwerk ihm einst der Geist des Magiers Johann Fürchtegott Kellermann den Mirakelkristall übergeben hatte.

Wenn er nicht bald diesen Ort aufsuchen konnte, um den Kristall mit der kosmischen Energie aufzuladen, dann war er wieder ein schwacher Sterblicher.

Doch diese Überlegungen halfen ihm jetzt nicht weiter. Seine vordringlichste Aufgabe war es herauszufinden, was sich am Grund des unterirdischen Doms befand und wohin die Werwölfe und ihre unglücklichen Opfer verschwunden waren.

Vorsichtig balancierte er den zerbrechlichen Pfad hinunter und ruderte mehrmals mit den Armen, um sein Gleichgewicht zu wahren. Direkt neben ihm gähnte der schwarze Schlund.

Gespenstische Stille herrschte, die nur von seinen Schritten durchbrochen wurde.

Der Dunst des Bösen lastete körperlich fühlbar über allem. Die ganze Atmosphäre erinnerte Mirakel an den Zwischenfall am Zwielichtfluß.

Dies war kein Ort für einen Menschen…

Trotzdem kletterte er weiter den brüchig knirschenden Pfad hinunter, wissend, daß nur er und niemand sonst das Leben der Djans vor Shab-Sodds oder Nh'or Thruus Zugriff bewahren konnte.

Die Minuten verstrichen.

Müde flatterten Mirakels Augenlider, seine Hände zitterten vor Erschöpfung und Kälte.

Schmutzige Eiskristalle klebten an den Wänden.

Je tiefer er kam, desto kälter wurde es.

Mirakel stutzte. Was war das? Nebelwolken? Hier in der Tiefe, im Innern des Gebirges?

Die undurchdringliche Wand aus grauem Nebel hing nur wenige Schritte vor ihm und verschluckte förmlich den Pfad.

Eine innere Stimme warnte ihn.

Der Dykte zögerte und betrachtete unschlüssig die trägen Wolken. Sie strahlten Gefahr aus, doch ihm blieb im Grund keine andere Wahl.

Er mußte hindurch!

Dunkel und gleichgültig wölbte sich über ihm das Felsgewölbe.

Vorsichtig näherte sich Mirakel der bewegungslosen Nebelwand und berührte sie kurz mit den Fingerspitzen. Kein Widerstand!

Dann gab er sich einen Ruck und verschwand in dem rauchigen Dunst.

Eine Sekunde später wußte er, daß er einen Fehler gemacht hatte.

Die arktische Kälte traf ihn wie ein Faustschlag.

Schnee wirbelte Mirakel ins Gesicht. Unter seinen Füßen knirschte Eis.

Er befand sich in einer endlosen verschneiten Wüste. Am Horizont liefen der weiße Boden und der eisgraue Himmel ineinander über und vermischten sich zu einer undurchdringlichen Mauer.

Kraftlos glühte über ihm eine blaue Sonne.

Der Wind umheulte ihn.

Der Nebel hatte ihn übergangslos in eine fremde Welt, eine andere

Dimension versetzt!

Mirakel drehte sich um, doch überall waren Eis und Schnee.

Er war allein…

Plötzlich stieß der Dykte einen überraschten Ruf aus.

Weit vor ihm schälte sich ein dunkler Punkt aus dem ewigen Grau und wurde rasch größer.

Ein riesiger Schlitten, dessen Kufen mehrere Meter über dem Boden schwebten. Keine sichtbare Kraft trieb das fantastische Gefährt an.

Auf dem Schlitten hockte eine vermummte Gestalt.

Sie schien Mirakel vertraut.

Unwillkürlich straffte er sich.

Der Schlitten erreichte ihn. Der Vermummte, dessen Gesicht von einem schwarzen Mundtuch verborgen wurde, saß bewegungslos da und starrte mit gläsernen Augen auf den Dykten herab.

Fest erwiderte Mirakel den Blick.

Schließlich begann der Fremde mit dumpfer Stimme zu sprechen.

»Die Wege sind vorgezeichnet, Mirakel«, grollte der Vermummte. »Vieles vom Schicksal bestimmt. Du durchbrichst die ewigen Regeln und lehnst dich dagegen auf.«

Der Schnee tanzte in der frostigen Luft.

»Aber die universalen Kräfte dulden keine Auflehnung.

Du mißachtest die Warnungen. Und gehst mit offenen Augen in den Tod.

Nh'or Thruu, den man den Irren von Zoor nennt, duldet keine Eindringlinge in seiner Region. Niemals wirst du das Geheimnis der Unheilschläfer lüften können, Dykte!«

Der Vermummte sprang mit einem geschmeidigen Satz vom Schlitten und riß sich das Mundtuch vom Gesicht.

Mirakel wankte.

Vor ihm stand Khrögos!

*

Der Wächter des Zwielichtflusses lachte gellend, als er Mirakels Verblüffung bemerkte.

»Die Ewigkeit ist lang, Dykte«, knurrte der Unheimliche. »Der Tod niemals endgültig, sondern nur eine Periode der Ruhe.«

Der Dykte gewann seine Fassung zurück. »Ich habe dich bereits einmal besiegt, Khrögos«, warnte er den Diener des Irren von Zoor. »Und ich werde es ein zweites Mal tun!«

»Der Hochmut«, zischte Khrögos bösartig, »brachte die Dykten vor Urzeiten zu Fall. Du bist nun auch am Ende deines Weges angelangt…«

Khrögos machte eine blitzschnelle Geste.

Aus seiner Hand löste sich ein tennisballgroßes Geschoß, dem der Dykte im letzten Moment ausweichen konnte.

Die goldene Kugel bohrte sich in weiter Ferne in eine Schneeverwehung. Gleich darauf erschütterte der Donner einer Explosion die Erde. Grell zuckte eine violette Glutzunge in den Himmel.

Mirakel warf sich auf den Vermummten.

Khrögos lachte wieder. Eine knappe Armbewegung, und er war verschwunden.

Mirakel griff ins Leere. Hinter ihm ertönte Gelächter. Er wirbelte herum, sah eben noch die tennisballgroße Goldkugel und wurde dann von einer mächtigen Faust getroffen.

Der Detonationsknall zerriß ihm beinahe das Trommelfell. Hilflos wurde er durch die Luft gewirbelt. Der weiße Glanz des Dyktenkristalls blendete ihn.

Die Urenergie hatte ihn davor bewahrt, von der Gewalt der Explosion getötet zu werden.

Khrögos fluchte lästerlich.

Ein ganzer Schwarm der Todeskugeln schwirrte nun auf Mirakel zu.

Instinktiv schoß er in die Höhe. Wirkungslos pfiffen die Kugeln unter ihm vorbei und verpufften in der Eiswüste.

Wie Irrlichter glommen die Blitze der Explosionen über das Land.

Nh'or Thruus Diener schien einzusehen, daß er auf diese Weise seinen Feind nicht bezwingen konnte. Er begann leise, fremdartige Worte zu murmeln.

Unvermittelt umspielte kaltes Licht seinen kantigen Schädel. Und aus dem Glanz löste sich ein weißer, riesiger Geier.

Der gekrümmte, scharfschneidige Schnabel des dämonischen Vogels öffnete sich. Rauhe Schreie zerschnitten die Stille.

Mirakel erkannte, daß ihm nur noch wenig Zeit verblieb, dem Angriff zuvorzukommen.

Er schnellte los.

Der Geier erhob sich fast gleichzeitig in die Lüfte. Die gewaltigen Schwingen peitschten die Luft.

Dann prallte der Dykte mit dem Dämonenvogel zusammen.

Messerscharfe Krallen zuckten in sein Gesicht. Mirakel duckte sich und entging der Attacke. Mit den Händen klammerte er sich im Federkleid fest und zog sich auf den Rücken des Geiers.

Der Vogel krächzte wutentbrannt und schwang sich empor. Bald war Khrögos nur noch ein schwarzer Fleck am schneebedeckten Boden.

Plötzlich legte der Geier die Flügel an. Wie ein Stein fiel er

zusammen mit Mirakel in die Tiefe. Kurz vor dem Aufprall stoppte er dann ab, drehte sich auf den Rücken und hackte mit dem Schnabel nach dem Gegner.

Der Dykte erhielt einen Schnabelhieb an der Schulter. Wie durch ein Wunder blieb er unverletzt, aber er konnte kaum noch den rechten Arm bewegen.

Mit dem linken umschlang er den Hals des Geiers und drückte mit aller Kraft zu.

Das zornige Krächzen erstarb. Rasch danach wurde der Flug des Tieres unsicherer und die Gegenwehr erlahmte.

Der Dykte triumphierte.

Nur sein rasches Handeln hatte ihm den Sieg verschafft. Einen längeren Kampf hätte er auf keinen Fall durchstehen können, ohne das Reservoir der Urenergie zu erschöpfen.

Krachend bohrte sich der bewußtlose Geier in den Schnee.

Mirakel wurde abgeworfen, kugelte sich instinktiv ab und kam wieder auf die Beine.

Khrögos stand nicht weit entfernt von ihm auf einem vereisten, niedrigen Hügel. Seine Hände vollführten seltsame Bewegungen.

Da setzte sich der lastwagengroße Schlitten in Bewegung, bockte einen Moment scheinbar unwillig und heulte dann Mirakel entgegen.

Rasend schnell wurde das riesige Geschoß größer.

Es würde ihn zermalmen!

Khrögos' höhnisches Gelächter gellte über das Eis.

Mit gespannten Muskeln sah der Dykte dem näherkommenden Schlitten entgegen. Erst im letzten Moment hechtete er zur Seite.

Fast berührten ihn die dicken, eisernen Kufen, dann waren sie auch schon an ihm vorbei.

Mirakel verlor keine Zeit und setzte dem davonheulenden Gefährt nach. Er bekam die stählerne Lehne der Sitzbank zu fassen und schwang sich in den schalenförmigen Sitz.

Augenblicklich begann sich der Schlitten zu schütteln.

Khrögos Gelächter verstummte.

Der Dykte fühlte, wie Wärme in ihm aufstieg. Der Kontakt mit der Sitzbank mußte irgend etwas ausgelöst haben.

Stop, dachte Mirakel konzentriert.

Zu seiner Überraschung hielt der Schlitten ruckartig an. Khrögos hatte die Gewalt über ihn verloren…

»Wenden«, befahl der Dykte.

Lautlos drehte sich der Schlitten, bis seine Spitze genau auf den Wächter des Zwielichtflusses deutete.

Khrögos hob in stummem Entsetzen beide Arme und wandte sich zur Flucht. Mit rasender Schnelligkeit näherte er sich dem eisgrauen Horizont.

Hinterher, dachte Mirakel. Rasch!

Sofort schoß der Schlitten hinter Khrögos her. In Bruchteilen von Sekunden verringerte sich die Distanz auf wenige Meter.

Mirakel machte sich bereit zum Sprung. »Auf ihn«, befahl er und warf sich in den Schnee. Schmerzhaft scheuerte seine Schulter über den gefrorenen Boden, dann krallte sich der Dykte an einem Steinklotz fest. Ein Ruck ging durch seinen Körper.

Ein halb zorniger, halb resignierender Schrei gellte auf. Etwas krachte. Dann war es wieder ruhig.

Mirakel drehte den Kopf. Die Eiswüste war leer, Khrögos und der Schlitten schienen vom Schneetreiben verschluckt worden zu sein.

Er richtete sich schwerfällig auf.

Vor seinen Augen verschwamm alles.

Schnee, Boden und Himmel wurden zu einem kreisenden Gewirr grauer Schatten. Mirakel schwindelte.

Ein heller Blitz durchzuckte sein Bewußtsein.

Wieder veränderte sich die Welt…

Der Felsendom!

Mirakel fuhr herum. Hinter ihm ragte die Nebelwand auf.

Erleichtert entspannte er sich.

Khrögos' Tod hatte ihn – wie bei seinem Erlebnis am Zwielichtfluß – aus der Dämonendimension hinausgeschleudert.

Der Dykte fragte sich, ob der Diener des Irren von Zoor diesmal endgültig tot war – oder würde er auch ein drittes Mal auferstehen? Ein Viertes, fünftes oder sechstes Mal?

War Khrögos vielleicht niemals endgültig zu besiegen?

Der Dykte schüttelte langsam den Kopf. Niemand war unverwundbar – auch Khrögos besaß eine ungeschützte Stelle.

Doch was bedeutete seine Bemerkung über Nh’or Thruus Unheilschläfer?

Hatte er damit etwa die Wolfsmenschen gemeint?

Wenn ja, dann war also der Irre von Zoor für den Untergang der Djans verantwortlich.

Prüfend musterte er den Pfad.

Weiter unten herrschte beißende Helligkeit. Seine Augen begannen zu tränen, wenn er für längere Zeit in die Tiefe blickte.

Mirakel preßte die Lippen aufeinander.

Er mußte es wagen…

Seine Auseinandersetzung mit Khrögos hatte schon zu viel Zeit gekostet.

Mirakel sprang.

Langsam segelte er in die Tiefe und tauchte in das Lichtermeer ein.

Dann spürte er festen Boden unter den Füßen.

Metall!

Der Dykte stieß einen ungläubigen Ruf aus.

Der Boden bestand aus poliertem Metall, dessen Farbe an Platin erinnerte. Über Quadratkilometer zog sich die nahtlose Fläche dahin, kroch an den steilen Wänden hinauf und verschwand im Glanz des Lichtbaldachins.

In dem blitzenden Material spiegelte sich Mirakels Gestalt verzerrt wider.

Hier und da durchbrachen quaderförmige Maschinenkolosse die Eintönigkeit der Metalldecke. Von ihnen ging ein leises Vibrieren aus, das in den Nerven kribbelte.

Ungläubig musterte der Dyktenmann die fantastische Szenerie, die so ganz von der Vorstellung abwich, die er sich von der Welt der Tiermenschen zurechtgelegt hatte.

Niemals hatten die ungeheuerlichen Geschöpfe diese technischen Einrichtungen geschaffen.

Oder täuschte er sich?

War es nicht falsch, von dem Äußeren der Wolfsmenschen Rückschlüsse auf ihre Intelligenz zu ziehen? Doch ihr Verhalten…

Die Werwölfe hatten tatsächlich wie wilde Tiere gehandelt.

Aber wer hatte dann den Felsendom erbaut?

Nh’or Thruu vielleicht?

Khrögos’ Andeutungen mochten zwar darauf hinauslaufen, doch erfahrungsgemäß bedienten sich die Dämonen nur sehr selten der Technik. Sie vertrauten mehr auf ihre magischen Kräfte.

Ein verschollenes Volk? Da gab es das Beispiel der Atlanter, deren zivilisatorische Überreste auch jetzt noch nach Jahrtausenden beinahe unversehrt am Meeresgrund des Bermuda-Dreiecks ruhten.

Mirakel erschien die letzte Möglichkeit plausibel. Unter Umständen waren die Tiermenschen nur durch Zufall auf die Hinterlassenschaft unbekannter Intelligenzen gestoßen und hatten sich der Einrichtungen bemächtigt.

Neugierig ging der Dykte an den stählernen Maschinenungetümen entlang und betastete die fugenlosen Verkleidungen. Kein Schalter, kein Bildschirm, keine Meßskala deuteten auf die Funktion der Kolosse hin.

Und nirgends fand sich ein Hinweis auf die Tiermenschen und die entführten Djans.

Gab es irgendwo eine getarnte Tür, durch die man den Dom verlassen und weiter in die Unterwelt vordringen konnte?

Ihm blieb also nichts anderes übrig, als Meter für Meter die Wände abzusuchen und zu hoffen…

Da ruckte Mirakels Kopf herum.

Jetzt hörte er es deutlich.

Jemand schluchzte!

Behend eilte er auf die Quelle des Geräusches zu.

Mehrmals rutschte er auf dem spiegelglatten Metallboden aus und entging nur mit knapper Not dem schmerzhaften Zusammenprall mit einem der Maschinenblöcke. Unbeeindruckt brummten und vibrierten die Kolosse und verrichteten mit der Gleichgültigkeit der unbelebten Materie ihre Arbeit.

Fassungslos stoppte Mirakel seinen rasenden Lauf, als er vor sich einen kegelförmigen, knapp drei Meter hohen Glaskäfig erblickte. Dahinter befand sich noch einer und noch einer…

Eine endlose Reihe transparenter Käfige, die auf blaßblauen Stahlsockeln ruhten und die Maschinen in einem weiten Halbkreis umgaben.

In den Käfigen hockten müde, entkräftete Gestalten.

Männliche Djans!

*

Die Ähnlichkeit war unverkennbar.

Die gleiche samtene Haut, die ebenmäßig geschnittenen Gesichter und die offenen Augen. Aber statt Freundlichkeit schimmerte in ihnen unendliche Verzweiflung…

Einer der Männer sah auf und entdeckte den Dykten.

Der Djan öffnete erstaunt den Mund und rief irgend etwas, aber das Material der Käfige dämpfte jeden Laut, so daß nur noch ein unverständliches Flüstern den Dykten erreichte.

Langsam ging Mirakel auf die Käfige zu.

Der Gefangene sprang plötzlich in heller Aufregung auf, schüttelte immer wieder den Kopf und gestikulierte mit wachsender Panik.

Mirakel kräuselte verwirrt die Stirn.

Warum benahm sich der Djan so seltsam? Er war gefangen und schien aus eigener Kraft seinen Kerker nicht verlassen zu können. Nur Hilfe von außen vermochte ihn zu befreien.

Hielt er ihn vielleicht für einen Feind?

Der Dykte hob beide Arme und zeigte seine leeren Handflächen, um zu beweisen, daß er in Frieden kam und den Eingekerkerten helfen wollte.

Immer mehr der Djans wurden nun auf ihn aufmerksam, aber keine Freude erhellte ihre Mienen. Ihre Verzweiflung schien sogar noch zu wachsen.

Wollte man ihn warnen?

Hastig sah er sich um, doch die Halle war nach wie vor leer.

Die gedämpften Schreie der Djans erreichten das Ohr des Dykten.

Mirakel hatte sich indessen bis auf zwei Meter dem ihm nächstliegenden Glaskäfig genähert.

Der gefangene Djan schlug die Hände vor das Gesicht und sank schluchzend zu Boden.

Sein Verhalten warnte den Dykten, doch es war schon zu spät.

Ehe er reagieren und sich in Sicherheit bringen konnte, schwoll das Summen der Maschinen zu einem machtvollen Röhren an. Das Licht wurde noch um eine Spur heller, verdichtete sich in gespenstischer Eile über Mirakels Schädel zu einem Feuerball und überschüttete ihn mit einem Regen aus violetten Blitzen.

Mirakel erhielt einen derben Stoß und wurde in die Höhe gerissen.

Mit hilfloser Wut verfolgten die gefangenen Djans das Drama.

Mirakel stemmte sich gegen die unsichtbare Kraft, setzte seine Dyktenfähigkeiten ein, aber der kosmische Energiestrom war schon zu weit herabgesunken. Wie ein Netz umhüllten ihn die Blitze und trugen ihn auf einen leeren Käfig zu.

Schnarrend klappte der obere Teil des Käfigs auf. Hungrig grinste ihm das gläserne Maul entgegen.

Unaufhaltsam verringerte sich die Entfernung zwischen Mirakel und dem Käfig. Dann hatte er die gähnende Öffnung erreicht. Verzweifelt strampelte er mit den Beinen, aber er hatte keine Möglichkeit, dem erbarmungslosen Griff des Dämonenlichtes zu entkommen.

Tiefer sank der Dykte. Er berührte den feuchtwarmen Käfigboden und blieb keuchend liegen. Mit einem schmatzenden Laut schloß sich die Öffnung.

Mirakel war gefangen!

»Willkommen im Reich der Unheilschläfer«, sagte eine bittere Stimme in seinem Kopf.

*

Verwirrung überzog Mirakels Gesichtszüge.

»Wer bist du?« flüsterte er.

»Drehe dich um, Mirakel!« forderte ihn der Unsichtbare leise auf.

Mirakel folgte der Bitte. Ihm gegenüber stand ein weiterer Käfig. In ihm befand sich ein weißhaariger Djan, der ihn mit müden Augen betrachtete.

»Bist du es?« fragte Mirakel verwundert. »Aber wie ist es möglich…«

Der Djan bewegte die welken Lippen. »Die Traumstationen sind miteinander verbunden«, erklärte er. »Es ist möglich zu sprechen, ohne Laute zu formen. Die Konzentration des Geistes genügt.«

»Traumstationen?« wiederholte Mirakel. »Ich verstehe nicht…«

»Warte, Mirakel«, fuhr der Alte hastig fort. »Ja, ich kenne deinen Namen; aber ehe ich deine zahllosen Fragen beantworte, sag' mir

eines: Warst du im Land der Djans? Hast du unsere Frauen und Töchter dort gesehen?«

Mirakel nickte. »Ich traf sie am Ufer eines Sees. Sie waren glücklich und sangen und tanzten, doch plötzlich fielen tierhafte Bestien über sie her und entführten einige von ihnen. Ich allein war zu schwach, um den Angriff abzuschlagen. Es tut mir leid.«

Der Alte wankte und hielt sich nur mühsam aufrecht. »Hast du… Hast du dort vielleicht ein Mädchen namens Meryna getroffen? Und lebte sie? Sag' die Wahrheit, Mirakel, auch' wenn sie schmerzhaft sein sollte!«

»Meryna lebt und befindet sich, in Sicherheit«, beruhigte ihn der Dykte. Er preßte sein Gesicht fest gegen die massive Glaspanzerung des Käfigs.

Die Augen des alten Djans leuchteten auf. »Sie lebt! Meine Tochter ist den Phantomen des Schreckens entronnen!«

Verständnisvoll wartete Mirakel bis sich der Alte wieder beruhigt hatte. Er also war Merynas Vater. Aber welche Macht hielt ihn hier gefangen? Und warum hatte man ihn zu diesem Schicksal verdammt?

»Vielleicht… Nein, unmöglich!« Der Alte stockte.

Mirakel erriet seine Gedanken. »Ja, ich kenne auch Shenia. Aber er ist tot. Ein Orkan schlug sein Boot leck und spülte ihn an die Küste des Südmeeres. Dort starb er an seinen schweren Verletzungen.«

Der Dykte befeuchtete seine Lippen. »Shenia bat mich, euch aufzusuchen. Er sprach von einer großen Gefahr für euer Volk.«

»Also ist auch diese Hoffnung enttäuscht worden«, murmelte der Alte. »Shenia und seine Begleiter waren alles, was wir gegen unseren Feind noch aufbieten konnten. Wir sind verloren…«

»Noch leben wir«, entgegnete Mirakel ruhig. »Ich bin zwar nun ebenfalls ein Gefangener, aber vielleicht kann ich euch helfen. Doch zunächst muß ich wissen, was sich hier abspielt. Warum hast du mich im Reich der Unheilschläfer willkommen geheißen? Was bedeutet diese Bezeichnung? Und woher kommen die Tiermenschen? Wer sind ihre Herren? Und warum hat man euch eingekerkert?«

»Viele Fragen auf einmal, Mirakel«, nickte der Alte. »Ich werde sie dir alle beantworten, indem ich dir eine Geschichte erzähle. Ihr Ende ist noch nicht geschrieben, aber schon jetzt steht es unverrückbar fest.

Es ist die Geschichte des Djan-Volkes…«

Schatten tauchten vor Mirakels Augen auf, doch er wußte, daß sie keine Bedrohung darstellten. Erstaunt registrierte er, daß sich sein Geist von seinem Körper löste und durch Raum und Zeit einem fernen Punkt entgegeneilte.

Dann erfuhr er vom Schicksal der Djans…

»Die Geschichte beginnt vor mehr als dreitausend Jahren deiner Zeitrechnung, Mirakel«, hallte die Stimme des Alten durch das

Kaleidoskop der Bilder.

»Damals existierte der große Dschungel noch nicht und in den Geistersümpfen, von denen niemand ahnte, daß es sie einst geben würde, erhoben sich Djanas Paläste.

Es war eine Stadt, in der Frieden herrschte. Das Volk der Djans lebte sorglos und harmonisch und war ohne Feinde.

Doch dann, eines Tages, unbemerkt von allen, bracht das Unglück über Djana herein.

Eine Expedition, die bis weit in unbekannte Länder der Welt vorgedrungen war, brachte bei ihrer Rückkehr eine seltsame Maschine mit sich.

Niemand ahnte, daß dieser Apparat den Untergang der Djans einleiten sollte.

Ein fremder Gelehrter, der sich als Abgesandter Nh'or Thruus auswies, erklärte den Djans die Funktionsweise der Maschine und schenkte ihnen ein Exemplar.

Es war die erste Traumstation!

Sie ermöglichte es dem Benutzer, Welten aus Gedanken zu erschaffen.

Die Weisen von Djana hielten die Maschine nach sorgfältigen Prüfungen für ungefährlich und gaben sie frei.

Mit der Zeit wurden die Traumstationen immer beliebter. Bald wurden sie von allen erwachsenen Djans benutzt, ohne daß in den ganzen Jahrhunderten jemand dabei zu Schaden kam.

Schließlich zeigte sich vor fünfhundert Jahren, daß man sich getäuscht hatte.

Von einem Tag zum anderen veränderte sich die Wirkung der Traumstationen. Die Träumer verließen sie nicht mehr und wirkten wie hypnotisiert. Und ihre Träume wurden Wirklichkeit.

Aber es waren keine angenehmen Visionen, sondern Bilder des Schreckens!

In Djanas Straßen erschienen gräßliche Ungeheuer und fielen über die Menschen her. Niemand konnte sich vor ihnen in Sicherheit bringen. Ungezählte Djans starben.

Niemand konnte die Träumer aus ihrem Schlaf wecken. Jeder, der es versuchte, und einer Traumstation zu nahe kam, wurde von grauenhaften Alpdrücken überfallen.

Schließlich sah man nur noch ein Mittel, um das Chaos zu beenden: Die Traummaschinen mußten abgeschaltet werden.

Eine beherzte Gruppe Männer und Frauen drang in das Energieversorgungszentrum Djanas ein und zerstörte die Reaktoren. In der ganzen Stadt standen die Räder still.

Aber entsetzt mußten die Djans erkennen, daß die Traumstationen weiter arbeiteten und immer mehr lebende Alpträume erzeugten.

Dann bebte auch der Boden. Längst vergessen geglaubte Vulkane brachen aus, Sturmfluten brandeten über die Küste und zerstörten Deiche und Häfen. Als die Orkane abflauten, tauchte am Horizont eine gewaltige Flotte fremder Schiffe auf.

Zahllose echsenhafte Invasoren überfielen das Land und töteten die hilflosen Einwohner. In kurzer Zeit fand das halbe Volk der Djans den Tod.

Doch damit war das Martyrium nicht beendet. Nach dem Abzug der Echsenhorden legte sich Dunkelheit über das Land. Als es wieder hell wurde, befand sich dort, wo Djana gelegen hatte, ein ungeheurer Sumpf.

Gärten, Wiesen und Wälder veränderten sich. Harmlose Obstbäume wurden zu pflanzlichen Killern, nützliche Insekten wie Spinnen schwollen zu einem Vielfachen ihrer Größe an.

Das Paradies der Djans war zu einer Hölle geworden.

Nur noch wenige tausend Köpfe zählte unser Volk. Alle anderen waren umgekommen oder wie die Schläfer zusammen mit Djana verschwunden. Die Überlebenden zogen fort und stießen bei ihrer gefahrvollen Wanderung durch den Dschungel schließlich auf eine fruchtbare, friedliche Flußlandschaft am Fuß der Himmelsberge.

Ihr Anführer, ein Mann namens Asheya, entschied, nach den langen Jahrhunderten des Umherirrens dort zu siedeln. Man hoffte, endlich Ruhe zu bekommen und dem Unheil entronnen zu sein.

Doch in einer Nacht bewies sich, daß auch diese Hoffnung trog.

Dämonische Kräfte entführten alle männlichen Djans. Sie sanken in einen tiefen Schlaf, und als sie erwachten, befanden sie sich in gläsernen Käfigen.

Es waren Traumstationen.

Und die Frauen, Mütter und Töchter der Djans begannen nun, unter den Angriffen der Tiermenschen zu leiden. Eine magische Sperre verhinderte, daß sie flohen oder sich gegen den unheimlichen Feind wehrten.

Nun wird es nicht mehr lange dauern, bis die Tiermenschen auch die letzte Djan in ihre Gewalt bekommen.

Asheyas Name ist zu einem Fluch geworden.«

Die Stimme des Alten verstummte.

Wie betäubt barg Mirakel den Kopf in seinen Armen.

Der Alte betrachtete ihn mit einer Mischung aus Mitleid und Resignation. »Dieser Asheya, Mirakel«, flüsterte er, »das bin ich…«

*

Der Dykte schwieg. Sein Hirn fieberte.

Nach einer Weile gelang es ihm, seine aufgewühlten Gedanken zu

ordnen. »Weißt du, warum die Tiermenschen eure Frauen entführen, Asheya?« fragte er in die Stille hinein.

Asheya fuhr sich erschöpft über die Augen. »Ihr Bestreben ist es, sich mit ihnen zu paaren. Sobald die Kinder geboren sind, werden ihre Mütter getötet und in die Tiefe des Berges verschleppt. Dort befindet sich ein endloser Schacht. Dort hinein werden sie gestürzt. Niemand weiß, was dann mit ihnen geschieht.«

»Das ist grauenhaft!« stieß Mirakel hervor. »Wir müssen dieses sinnlose Morden beenden. Wo halten sich die Tiermenschen versteckt? Wo kann ich diese Bestien finden, Asheya?«

Verständnislos sah er, daß sich die Augen des Alten mit Tränen füllten. Alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen.

»Was ist mit dir?« rief Mirakel verwirrt. »Bist du krank, Asheya?«

Ein Zittern durchlief die Gestalt des Djans.

»Die Tiermenschen«, krächzte er kraftlos, »diese entsetzlichen Wesen, deren Ziel es ist, die Djans auszulöschen… Sieh dich um, Mirakel! Sieh dich um! Hier sind sie!«

Mirakel drehte den Kopf. »Aber ich sehe niemand, ich sehe nur euch…«

»Ja«, sagte der Djan mit ersterbender Stimme. »Wir sind es, Mirakel. In unseren Träumen erschaffen wir die Werwölfe…«

*

Das Blut rauschte in Mirakels Ohren.

»Ihr?« Er schrie es fast.

Asheyas Schultern zuckten unter einem unhörbaren Schluchzen. »Es ist die Wahrheit. Es geschieht, wenn wir schlafen. Die Traumstationen dringen bis tief in unser Unterbewußtsein vor und sammeln unsere Ängste, das Grauen, das uns beherrscht. Durch rätselhafte Mechanismen werden die Alpträume verstärkt und manifestieren sich in Gestalt der Tiermenschen.

Man kann sich nicht dagegen wehren, denn jene, die es versuchen und gegen den Schlaf ankämpfen, werden von den Lichtblitzen aus den Käfigen gehoben und draußen abgesetzt.

Dort werden, sie schon von den Horrorgeschöpfen ihrer unglücklichen Gefährten erwartet. Und dann…«

Asheya hustete trocken.

»Jetzt weißt du, warum ich dich im Reich der Unheilschläfer begrüßt habe. Denn das ist es, was wir tun: Wir verbreiten mit unseren Träumen das Verderben.

Es wäre besser, wir wären tot.«

Der Dykte schüttelte energisch den Kopf. »Es gibt immer einen Ausweg, gleichgültig, wie bedrückend die Wirklichkeit ist. Und noch

hat Nh’or Thruu sein Ziel nicht erreicht. Noch leben viele eurer Frauen.«

»Aber es ist hoffnungslos!« schrie der Alte verzweifelt. »Wir sind gefangen.«

Mirakel befeuchtete seine Lippen.

Die Käfige mußten zerstört werden. Erst dann waren die Djans frei. Und wenn ihm das nicht gelang, dann würde dieser entsetzliche Wahnsinn erst enden, wenn auch der letzte Djan den Wirklichkeit gewordenen Alpträumen zum Opfer gefallen war.

Der Dykte nickte unwillkürlich.

Asheya sah es mit neu erwachter Hoffnung. »Hast du einen Plan, Mirakel?«

»Vielleicht«, erwiderte der Dykte.

Er erhob sich und klopfte prüfend gegen das transparente Material seines Käfigs. Er schätzte die Dicke auf etwa fünf Zentimeter. Selbst normales Glas besaß dann erhebliche Widerstandskraft – und diese Substanz wirkte noch wesentlich härter.

»Es ist sinnlos«, murmelte der Alte. »Oft genug haben wir versucht, die Wände zu zertrümmern. Vergeblich! Und selbst wenn es gelingen sollte, so sind da immer noch die Lichtblitze.«

»Ich bin kein gewöhnlicher Mensch, Asheya«, erwiderte Mirakel gelassen. »Ich bin ein Dykte. Mir ist es möglich, die kosmische Urenergie anzuzapfen. Wenn ich alle Kraft zusammennehme, werde ich den Käfig zerstören können.«

»Vielleicht hast du recht«, murmelte Asheya skeptisch. »Doch danach? Schon mal hat dich das Fesselfeld überwältigt.«

»Es wird aber von einer Maschine erzeugt«, erklärte Mirakel. »Und Maschinen kann man zerstören.«

Nachdenklich musterte er die Metallblöcke. Einer von ihnen mußte der Fesselfeldprojektor sein, doch welcher?

»Wir wissen es nicht«, beantwortete der Djan seine stumme Frage. »Diese Maschinen wurden zwar von unseren Vorfahren erbaut, aber wir verfügen nicht mehr über ihre Kenntnisse.«

»Habt ihr nicht bemerkt, wo die Blitze ihren Ursprung haben?« Mirakel breitete hilflos die Arme aus. »Es ist wichtig. Nach der Zerstörung des Käfigs wird mir nicht mehr viel Zeit bleiben. Alles muß sehr schnell gehen, sonst sind wir wirklich verloren. Denkt nach! Konzentriert euch…«

»Ich glaube…« begann eine helle Stimme unsicher, schwieg dann aber wieder.

»Wer bist du?« fragte Mirakel hastig.

»Venamy, Mirakel. Drehe den Kopf nach rechts… Etwas weiter… Ja, der junge Djan mit den schwarzen Haaren…«

»Warum sprichst du nicht weiter, Venamy? Was hast du bemerkt?«

»Ich bin mir nicht schlüssig.« Venamy biß sich auf die Unterlippe. »Möglicherweise habe ich mich auch getäuscht… Siehst du dort hinten diese hohe Metallsäule, Mirakel?«

Der Dykte blickte in die bezeichnete Richtung. Prickelnde Erregung ergriff ihn.

Die Säule ragte etwa zwanzig Meter in die Höhe und war so dick, daß sechs Männer sie gerade noch umfassen konnten. Glatt und platinfarben stand sie da und vibrierte wie alle anderen der rätselhaften Maschinen.

»Bei deinem Eintreffen hatte ich den Eindruck«, fuhr der junge Djan fort, »daß sie violett leuchtete. Natürlich kann ich mich auch irren… Ich war noch betäubt von dem todbringenden Schlaf, aber wenn ich mich richtig besinne, dann gewann das Licht an Intensität und erlosch erst, als dich das Fesselfeld in deinem Traumgefängnis abgesetzt hatte.«

»Es stimmt!« schrie eine andere Stimme. »Ich habe es auch beobachtet. Die Säule ist der Fesselfeldprojektor.«

Mirakels Augen bildeten zwei schmale Striche.

Gab es noch mehr Säulen dieser Art? Nach einem raschen Rundblick verneinte er die Frage.

Damit wuchsen seine Chancen, in einem entschlossenen Handstreich die Bedrohung durch das Fesselfeld auszuschalten.

»Hört zu«, sagte der Dyktenmann laut, um seine Gedanken zu verstärken. »Ich werde jetzt meinen Käfig zerstören und die Säule angreifen. Ihr müßt auf jeden Fall gegen den Schlaf ankämpfen. Erst wenn alle Traumstationen vernichtet sind, könnt ihr ruhen.

Ihr dürft nicht noch mal eure Alpträume Wirklichkeit werden lassen!«

Asheya nickte ihm ernst zu. Seine Gestalt straffte sich. »Wir werden alles tun, was in unserer Macht steht. Aber sieh uns an, sieh unsere eingefallenen Gesichter und die Blässe unserer Haut! Wir sind dem Tod näher als dem Leben. Die Traummaschinen strahlen dämonische Schwingungen ab, die uns schläfrig machen…«

»Ich werde mich beeilen«, versprach Mirakel. Er konzentrierte sich.

»Der Angriff beginnt – jetzt!«

Der Dykte hob beide Arme und schmetterte seine Fäuste mit hellem Schrei gegen die gläserne Wand des Käfigs.

Ein Ächzen durchlief das transparente Material.

Quälend langsam für die geschärften Sinne des Dyktenmannes, doch in Wirklichkeit mit rasender Eile, entstand in der massiven Wand ein brüchiger Punkt. Myriaden feiner Risse krochen nach allen Seiten, überzogen das Glas mit einem Netz dunkler Striche.

Das Ächzen wurde lauter.

Mirakel schlug erneut zu.

Krachend zerbarst das Glas in einer Fontäne funkelnder Splitter.
Er war frei!
Mirakels Blicke hefteten sich an die Metallsäule.
Wie schnell würde der Mechanismus des Fesselfeldprojektors auf das ungewohnte Ereignis reagieren?
Da!
Der Dykte verbiß einen Fluch. Auf dem flachen Oberteil der Maschine gloste es plötzlich auf.
Im stillen bewunderte Mirakel die technischen Qualitäten der alten Djans. Selbst sein nun fast tausendfach beschleunigter Zeitablauf wirkte neben der Schnelligkeit des Projektors träge und langsam.
Das flackernde Feuer fraß sich unaufhaltsam weiter.
Sobald die flammende Helligkeit den Boden erreicht hatte, war das Fesselfeld einsatzbereit.
Mirakel schoß durch die unregelmäßig gezackte Öffnung und huschte einem Lichtstrahl gleich auf die Säule zu.
Sein Herz verkrampfte sich. Nur noch wenige Zentimeter trennten Feuer und Boden voneinander.
Und dann erreichte der Dykte die Säule. Er prallte gegen das stählerne Material.
Die Welt schien unterzugehen.
Es gab einen ohrenbetäubenden Krach, gefolgt von einer Feuerwand, die bis hoch in den Baldachin aus Licht schoß und dort aufgesogen wurde. Mirakel wurde davongeschleudert und torkelte halb benommen zu Boden.
Schmerz pochte in seinem Schädel, in seiner Brust. Wie durch einen Schleier sah er das glühende Loch in der Wandung der Säule. Fette, stinkende Schwaden rauchten aus der Öffnung hervor.
Aber noch war die Säule nicht zerstört, sondern nur beschädigt.
Mühsam rappelte sich der Dykte auf und schnellte erneut los und fetzte kraftlos große Stücke aus der Säulenwandung.
Grollend zerplatzte der obere Teil der Säule und spie Metallsplitter gegen die Käfige. Mit weit aufgerissenen Augen verfolgten die Djans den mörderischen Kampf.
Mirakel taumelte erschöpft durch das Chaos. Erst nach und nach flachte der Donner der Detonationen ab.
Unheilvolle Stille trat ein.
Mirakel atmete keuchend und betrachtete seine zitternden Hände.
Er lebte! Für Sekunden, als ihn die heißen Entladungsblitze getroffen hatten, war er überzeugt gewesen zu sterben. Aber der Dyktenkristall war noch nicht ganz so schwach, wie er befürchtet hatte.
Doch noch war seine Arbeit nicht beendet.
Nach wie vor schwebten die Djans in großer Gefahr. Die Aufregung

des Kampfes hatte vorübergehend ihre Müdigkeit verdrängt, doch nun flatterten die ersten Augenlider, sanken hier und dort einige Köpfe schläfrig auf die Brust.

Höchste Eile war geboten!

Mirakel überschlug die Zahl der Traumstationen und kam auf etwa zweihundert Stück. Vielleicht einige mehr, einige weniger.

Würde es ihm gelingen, sie rechtzeitig zu zerstören?

»Mirakel!« erklang die gedämpfte Stimme Asheyas. »Schnell… Ich… kann nicht mehr… Gleich beginne ich zu schlafen und zu träumen… Befreie mich!«

Mirakel wirbelte herum.

In diesem Moment schlossen sich die Lider des alten Djan.

*

Verzweifelt hatte sich Asheya gegen die übermächtige Müdigkeit gesträubt, doch es war zwecklos.

Er spürte, wie ihn der Schlaf übermannte.

Es wurde dunkel um ihn. Und wie jedesmal vernahm er das Summen der Traummaschine, die in die Träume ihres Gefangenen eingriff.

Aus den tanzenden Schatten schälte sich eine verzerrte Gestalt.

Asheya wimmerte still.

Dies war das schreckliche an den Träumen: Ohnmächtig verfolgte der unbeeinflußte Verstand in einem Zustand der Benommenheit, wie sich die Alpbilder verstärkten.

Die Schatten wichen zurück.

Ein monströses Geschöpf erschien vor Asheyas inneren Augen.

Der Kopf ein wölfischer Schädel, der Körper dicht behaart und beschuppt, die Hände tödliche Klauen.

Ein Tiermensch!

Die Alptraumkreatur schien Asheya höhnisch anzugrinsen. Dann hob sie einen Arm – und war verschwunden.

Der Djan träumte… und hilflos mußte Mirakel mit ansehen, wie plötzlich scheinbar aus dem Nichts die Silhouette eines Wolfmenschen auftauchte.

Vor Asheyas Traumstation waberte die Luft, verdickte sich und gab schließlich eine zornig knurrende Kreatur frei.

Mit blutunterlaufenen Augen starrte sie Mirakel an.

Der Dykte stieß eine Verwünschung aus.

Zu spät, dachte er.

In kurzer Zeit würde er einer Horde Alptraumgeschöpfe gegenüberstehen…

Mirakel löste sich aus seiner Erstarrung.

Mit einem Schrei, der die angestaute Wut aus seinem Innern entließ, raste er auf den nächstgelegenen Traumkäfig zu und hämmerte auf das transparente Material ein. Endlich zerbrach die Wand.

Der Djan schreckte verwirrt auf.

Mirakel zerrte ihn nach draußen und ließ ihn achtlos fallen. Jetzt war keine Zeit für Rücksichtnahme.

Der nächste Käfig!

Klirren und Scheppern der zerplatzenden Glasscheiben erfüllte die gigantische Halle.

Weiter!

Überall flimmerte die Luft.

Entsetzt entdeckte der Dykte, daß immer mehr Djans vom Schlaf überwältigt wurden. Und gleichzeitig materialisierten die Tiermenschen und begannen nach ihm zu suchen.

Der Dykte warf sich gegen die Käfige, schoß in einem wahnwitzigen Zickzacklauf von einer Traumstation zur anderen. Aber trotz seiner übermenschlichen Schnelligkeit benötigte er immer kostbare Sekunden, um die gläsernen Mauern zu zertrümmern und die Eingekerkerten herauszuzerren.

Und je mehr Djans sich draußen befanden, desto mehr waren sie auch in Gefahr, von den Alpträumen ihrer schlafenden Gefährten angegriffen zu werden.

Ein grausiges Dilemma!

Verzweiflung schlug über dem Dykten zusammen.

»Mirakel!« kreischte jemand.

Der Dykte wirbelte herum. Wer hatte nach ihm gerufen?

Auf unsicheren Beinen wankten die befreiten Djans durch die Halle, lauernd umkreist von den Wolfsmenschen.

»Mirakel!« Erneut dieser durch Mark und Bein gehende Ruf.

Es war Venamy. Der junge Djan deutete mit zitternden Armen in die Höhe.

Mirakel sah nach oben.

Der Lichtbaldachin senkte sich. Plötzlich schälten sich aus der blendenden Decke dunkle Klumpen heraus.

Mirakel duckte sich und beobachtete die Handvoll Klumpen, die lautlos aufeinander zurasten.

Dann hatten sich die finsteren Bälle erreicht. Ein Stöhnen durchlief die Halle. Der Lichtbaldachin verschwand und gab den Blick auf die ferne Decke des Felsendoms frei.

Irgend etwas floß an den Steinwänden hinunter und vereinigte sich zu einer kompakten schwarzen Kugel, die schwerelos zu Boden schwebte und sich dem Dykten näherte.

Die Wolfsmenschen verstummten und starrten verständnislos dem

seltsamen Objekt entgegen.

Plötzlich brodelte es auf der dunklen Oberfläche. Grobgeschnitzte, unsäglich fremde Gesichtszüge erschienen.

Das unheimliche Wesen gab gurgelnde Geräusche von sich.

Unvermittelt schossen dünne Fangarme aus der Kugel und tasteten nach Mirakel. Der Dykte warf sich zu Boden und raste dicht über dem Boden scheinbar ziellos davon.

Das Ding gurgelte haßerfüllt und nahm die Verfolgung auf.

Mirakel registrierte es mit Befriedigung. So gelang es ihm zumindest, das Monstrum von den hilflosen Djans fortzulocken.

Hakenschlagend lief er zwischen den brummenden Maschinenkolossen hindurch und hielt die Kugel dabei immer im Auge. Dann erschien ihm die Distanz zu den Traumstationen groß genug. Er blieb stehen und wartete.

Der brodelnde Ball raste mit ausgestreckten Tentakeln auf ihn zu.

Im letzten Moment zuckte Mirakel zur Seite und prallte gegen den Metallwürfel einer Maschine. Entschlossen stieß er mit dem Ellbogen zu.

Das Metall gab nach. Eine tiefe Delle entstand, und ein zweiter Schlag genügte, um die Wandung endgültig zu durchlöchern.

Die Maschine erbebte und wurde von Kurzschlüssen geschüttelt.

Mirakel preßte sich gegen den Boden.

Im gleichen Augenblick kollidierte das heranschießende Kugelmonstrum mit dem Metallblock.

Wie Papier zerriß die stählerne Ummantelung. Zischende Entladungsblitze fraßen sich in den schwarzen Ball. Das Ding quiekte und versuchte sich mit den Fangarmen gegen die schmorenden Feuerzungen zu wehren. Hilflos wurde es von den Flammen erfaßt und verschwand vorübergehend in einem Gewitter blauer Funken.

Dann klebte nur noch ein verbrannter Fladen an der rauchenden, halb zerstörten Maschine.

Mirakel richtete sich auf und blickte genau in die Fratze eines Wolfsmenschen.

Der Tiermensch heulte durchdringend.

Hundert bestialische Stimmen antworteten ihm.

Mirakel sah sich blitzschnell um. Er war eingekreist.

Die Wirklichkeit gewordenen Alpträume der schlafenden Djans umgaben ihn wie eine Mauer aus Fell, Reißzähnen und Klauen.

Ein Zucken in dem dichtbehaarten Gesicht des Werwolfes warnte Mirakel. Geistesgegenwärtig schnellte der Dykte in die Höhe und übersprang den Wall der Bestien.

Der Zottige lief ins Leere. Metallisch knirschten die scharfen Zahnreihen aufeinander.

Mirakel nutzte den kurzen Augenblick der Verwirrung und warf

sich gegen einen Traumkäfig. Klirrend zerbarst der gläserne Kerker, und glänzende Splitter regneten auf den schlafenden Djan herab.

Der Dykte schleifte den jungen, ausgemergelten Mann in die Halle.

Abrupt löste sich einer der Wolfsmenschen auf.

Mirakel triumphierte.

Doch plötzlich traf ihn ein heftiger Stoß. Er stürzte. Instinktiv rollte sich der Dykte ab und war gleich wieder auf den Beinen.

Ein aufgerissener Wolfsrachen tauchte vor seinem Gesicht auf. Mirakel schlug blindlings zu und schleuderte den Tiermenschen meterweit davon, aber sofort waren zwei, drei neue Angreifer da.

Mirakel duckte sich, entging so einem gewaltigen Hieb und spürte dann, wie ihn ein Faustschlag von der Seite traf. Nur das kosmobiologische Energiefeld um seinen Körper verhinderte, daß er zusammenbrach.

Das wolfähnliche Heulen der Alptraumkreaturen war allgegenwärtig und zermürbte den Verstand.

Der Dykte riß seinen Arm aus einem zuklappenden Raubtiermaul, ergriff den Angreifer und schmetterte ihn in das Durcheinander der schuppigen Leiber.

Atemlos zertrümmerte er eine weitere Traumstation, rannte mit gesenktem Schädel durch den Splitterregen und suchte verzweifelt eine Lücke im Wall der Wolfsmenschen.

Der Dykte stöhnte heiser auf, als sich von hinten zwei muskulöse Arme um ihn legten. Der Tiermensch stieß einen überraschten Laut aus, als er den Widerstand des Energiefeldes spürte.

Grollend schüttelte er Mirakel hin und her, aber unvermittelt befreite er sich aus dem Griff, fuhr herum und versetzte dem Gegner mehrere kurze Hiebe.

Polternd stürzte das Ungeheuer in die Trümmer einer Traumstation.

Mirakel begann sich mit ausgebreiteten Armen zu drehen, rotierte wie ein Kreisel, seine golden glitzernden Fäuste streckten die Tiermenschen nieder und schlugen eine Bresche in die Mauer.

Für einen Moment herrschte Panik.

Verwirrt spritzten die Wolfsmenschen auseinander und gaben Mirakel Gelegenheit, aus dem Kreis zu entkommen.

Mit hoher Geschwindigkeit rammte er die transparenten Käfige und befreite die träumenden Djans aus ihrem magischen Kerker.

Ihre Alptraumkreaturen verschwanden.

Doch noch waren zu viele Traumstationen unversehrt, um spürbare Erleichterung zu schaffen.

Das Klirren und Scheppern der zerschellenden Glaskäfige vermischte sich mit dem Heulen der Tiermenschen.

Ein huschender Schatten, der hinter einer quaderförmigen

Maschine verschwand, rief Mirakels Aufmerksamkeit hervor. Er lief um den Metallblock herum. Alles leer!

Man hatte ihn getäuscht.

Irgend etwas Hartes traf plötzlich seinen Schädel. Schmerz durchzuckte seine Stirn. Übergangslos wurde es um ihn dunkel. Das kosmobiologische Kraftfeld war durch die Aktionen weiter abgebaut.

Der Schlag traf ihn mit voller Wucht.

Mirakel brach zusammen.

Die Tiermenschen kreischten auf, als sie ihren Feind hilflos am Boden liegen sahen. Schon wollten sie sich auf ihn stürzen, da kam er mit einem Ruck hoch und schleuderte die vordersten Bestien zur Seite, die Benommenheit wie eine Haut abstreifend.

Der Dykte nutzte seine Chance. Wie ein Wirbelsturm fuhr er unter die Alptraumgeschöpfe und schmetterte sie zu Boden. Dann löste er sich aus dem Gewimmel der schuppigen Körper und schoß auf die noch unzerstörten Käfige zu.

Ein mächtiger Hieb ließ den ersten Käfig zerplatzen.

Der Schläfer erwachte und fuhr mit einem gellenden Entsetzensschrei in die Höhe.

Hinter Mirakel heulten die Wolfsmenschen. Wieder war ein Alptraum beendet.

Allmählich lichteten sich die Reihen der Tiermenschen. Rund hundertfünfzig Traumkabinen hatte er unbrauchbar gemacht.

Mirakel stürmte weiter, zerfetzte mit einem Schlag einen weiteren Käfig und prallte mit der Schulter gegen einen dritten.

Überall lagen die Splitter der zerborstenen Käfige auf dem Boden. Der Dykte zuckte über das Scherbenmeer hinweg, kollidierte mit den Käfigen, so daß sie knallend auseinanderplatzten.

Mehr und mehr der Schläfer wurden aus ihren mörderischen Träumen gerissen.

Das Heulen der Wolfsmenschen klang langsam ab.

Es sah gespenstisch aus, wenn ihre Gestalten einen winzigen Moment lang flackerten und dann verschwanden.

Mirakel lachte erleichtert auf und lief auf die letzten Traumstationen zu, die etwas abseits im Schatten eines Maschinenkolosses standen.

Nur noch zehn, hämmerte es in seinem fiebernden Hirn. Nur noch zehn Käfige!

Und er schlug zu, durchstieß mit der geballten Faust die gläserne Wand, riß sie auseinander, bekam den Schläfer an der Schulter zu fassen und hob ihn durch die scharfkantige Öffnung.

Wieder erlosch die Gestalt eines Tiermenschen.

Der nächste Käfig! Und noch einer!

Die Scherben wirkten wie zerbrochene Augen.

Eine Tatze berührte den Dykten an der Schulter und brachte ihn zu Fall.

Mirakel überschlug sich, kam federnd auf und wehrte den ungestümen Angriff eines riesigen Gegners geschmeidig ab. Das Alptraumgeschöpf fauchte und schwenkte eine gebogene Metallstange. Scheppernd traf sie den Boden an der Stelle, wo der Dykte soeben noch gestanden hatte.

Schon war Mirakel über dem Alptraumwesen und schickte es mit einem Hieb zu Boden.

Dann wirbelte er weiter, von Käfig zu Käfig, und die gläsernen Kerker brachen unter der Macht seiner Schläge entzwei.

Die zottigen Gestalten wurden weniger.

Entschlossen zertrümmerte der Dykte den letzten der unseligen Käfige.

Ein Seufzen durchlief den Felsendom, als würden tausend unsichtbare Gestalten aufatmen.

Mirakels Schultern sanken herab. Erschöpft bückte er sich und trug den letzten Schläfer über die Scherben seines zersplitterten Gefängnisses in Sicherheit.

Es gab keine Unheil-Schläfer mehr.

Mit dem Ende der Traumstationen war auch das dämonische Treiben vorbei.

Mirakel drehte den Kopf. Er sah Asheya aus dem Gewimmel der lachenden Djans hervorkommen und winkte ihm schmunzelnd zu.

Ein lärmendes, durch Mark und Bein gehendes Brummen ließ ihn jedoch im nächsten Moment erstarren.

Die Maschinen!

Fassungslos blickte der Dykte zu den unvermittelt weiß aufleuchtenden Maschinenkolossen. Sie hatten von einer Sekunde zur anderen zu beben begonnen. Knisternd bauten sich funkenstiebende Verbindungen aus reiner Energie zwischen ihnen auf.

Unsichtbare Aggregate begannen mit einem Ruck zu arbeiten.

Schrecken war in den hohlwangigen Gesichtern der Djans zu lesen.

Zitternd duckten sie sich. Gerade hatten sie noch geglaubt, der Verdammnis entkommen zu sein, da brach neues Unheil über sie herein.

Mirakels Herz hämmerte in der Brust.

Warum waren die Maschinen angesprungen?

Gab es irgendwo eine Sicherheitsschaltung, die ansprach, sobald die Traumstationen versagten?

Oder hatte Nh’or Thruu, der Irre von Zoor, einen Beobachter postiert?

Ängstlich zogen sich die Djans von den funkelnden Kolossen zurück.

Glühende Hitze ging von den Metallblöcken aus, verkohlte die empfindlichen Augenbrauen und rötete Brust und Gesicht.

In der erhitzten Luft flimmerte das Bild der Umgebung und verzerrte die Dimensionen.

Klebrige Schweißtropfen traten auf Mirakels Stirn. Die Luft, die er einatmete, war warm und stickig.

»Wir müssen fort, Mirakel!« schrie Asheya durch das ohrenbetäubende Brummen der Maschinen. »Oder wir verbrennen.«

Der Dykte nickte zustimmend und bedeutete den Djans, ihm zu folgen.

Jene, die noch zu erschöpft und zu verwirrt waren, um der Aufforderung Folge zu leisten, wurden von ihren Gefährten getragen.

Der gesamte Felsendom schien in Flammen zu stehen.

Unerträglich hell war der Glanz der Maschinen. Ihre Verkleidungen hatten zu glühen begonnen. Sie waren kaum noch zu erkennen.

Allmählich erwärmte sich auch der platinfarbene Boden.

Mirakel lief auf die Felswand zu und trieb die Djans zu größerer Eile an. Hinter ihnen tobte ein knisterndes Lichtgewitter.

Prüfend musterte Mirakel den schmalen Pfad, der spiralförmig an der Steilwand emporkletterte und weit oben in den Tunnel mündete, durch den er das Reich der Unheilbringer betreten hatte.

Würden alle den gefährlichen, kräftezehrenden Aufstieg schaffen?

»Zuerst die Kranken und Verwundeten«, befahl Asheya. Er trat an Mirakels Seite und folgte dem zweifelnden Blick des Dykten.

Der Alte preßte die Lippen aufeinander.

Der Lärm nahm zu und ließ fast Mirakels Kopf zerspringen.

»Schneller!« schrie er, aber seine Stimme ging in dem Inferno unter.

Die Djans stolperten den schmalen Pfad hinauf. Endlich hatten alle den Boden verlassen.

Mirakel seufzte erleichtert und blickte sich um.

Eine Decke aus blendendem Licht lag über den Maschinen. Lange konnte es nicht mehr dauern, dann entlud sich die aufgestaute Energie.

Der Dykte hastete hinter den fliehenden Djans her.

Das Gestein unter seinen Füßen bebte unruhig. Flüsternd rieselten feine Staubbäche von den Wänden.

Mit einem häßlichen Geräusch wurde knapp vor Mirakel ein Djan von einem Felsbrocken getroffen. Schweigend stürzte er und fiel in den gähnenden Abgrund.

Immer mehr Steine bröckelten unter den heftigen Vibrationen der Maschinen von den Wänden und bedrohten die Flüchtenden.

Dumpf grollend detonierte unten der erste Metallklotz.

Glühende Metallteile pfiffen durch die Luft, dann folgte die

Druckwelle. Unbarmherzig preßte sie die Djans zu Boden.

Jemand schrie markerschütternd, strauchelte und fiel haltlos in die Tiefe.

Der Tod des Unglücklichen trieb die Djans zu noch größerer Anstrengung an. Schließlich hatten sie die Hälfte des Weges hinter sich gebracht.

Mirakel fuhr mit der Hand über sein schweiß- und staubbedecktes Gesicht und beobachtete sorgenvoll die Felsen.

An vielen Stellen klaffte das Gestein auseinander, knirschte und ächzte unter den Vibrationen der durchgehenden Maschinen. Überall lösten sich Felsbrocken und stürzten krachend zu Boden.

Wenn sie nicht bald den Tunnel erreichten, würde keiner von ihnen mit dem Leben davonkommen.

Nh'or Thruu hatte eine teuflische Falle errichtet. Sie sollte dafür sorgen, daß niemand von den befreiten Unheil-Schläfern das Licht des Mikrokosmos wiedersah…

*

»Vorsicht!«

Der warnende Ruf ließ Mirakel zusammenfahren.

Gelähmt starrte er zur gewölbten Decke, an deren Rand sich ein zentnerschwerer Felsbrocken löste und immer schneller werdend in die Tiefe polterte.

Hilflos drängten sich die Djans zusammen und sahen dem sich mit rasender Geschwindigkeit nähernden Geschoß entgegen.

Zwei schreckliche Sekunden noch, dann…

Mirakel zuckte in die Höhe, rollte sich gleichzeitig zu einer Kugel zusammen und schnitt die Bahn des Felsen.

Für den Dykten ging die Welt unter.

Der Aufprall traf ihn wie eine stählerne Faust am Rücken. Mit brutaler Gewalt wurde ihm die Luft aus der Lunge gepreßt.

Der Mirakelstern flammte auf.

Der Felsbrocken zersprang im gleichen Moment in Myriaden Einzelteile, wurde förmlich pulverisiert und bespritzte die Djans mit einem Schauer winziger Splitter.

Der Dykte war in Schmerz gebadet.

»Weiter«, krächzte er und bewegte mit äußerster Willensanstrengung den Kopf. Jeder Nerv glühte. Er fühlte sich elend und zerschlagen. Das Summen der kosmobiologischen Energie in seinem Innern war kaum noch zu registrieren.

Kraftlos ließ sich Mirakel auf den schmalen Felsgrat fallen und blieb keuchend liegen.

Zu stark hatte er den Dyktenkristall in der letzten Zeit beansprucht.

Immer kürzer wurden die Abstände, in denen die Maschinen explodierten.

Jemand ergriff ihn am Arm und zerrte ihn weiter. Viele Hände hielten den Dykten aufrecht und stützten ihn während seiner Schwäche. Allein die Hilfsbereitschaft und Menschlichkeit der Djans vertrieben Schmerz und Erschöpfung.

»Wir haben es gleich geschafft, Mirakel«, keuchte Asheya und lachte. »Wir sind gleich oben!«

Mirakel blickte nach unten, wo die strahlenden Metallblöcke zu Schlackenhaufen schmolzen, dann nach oben, zur nahen Tunnelöffnung.

Die Djans verschwanden in dem dämmerigen Loch.

»Komm, Mirakel«, drängte Asheya. »Alles stürzt ein. Wir müssen verschwinden!«

Doch Mirakel reagierte nicht.

Sein Gesicht war totenbleich geworden, denn in der Tiefe, inmitten des Chaos, stand plötzlich Khrögos, der Diener des Irren von Zoor.

Und Khrögos lachte triumphierend…

Mirakels Gedanken überschlugen sich.

Was wollte der Wächter des Zwielichtflusses hier? Und dieses triumphierende Gelächter… Was mochte es bedeuten?

Schrecken ergriff den Dykten.

Hatte er etwas übersehen? Ging das Reich der Unheil-Schläfer doch nicht mit der Zerstörung des Felsendoms unter?

»Mirakel!« rief Asheya. »Wer ist dieser Mann?«

Der Dykte lächelte grimmig. »Ein alter Bekannter, Khrögos! Wo er auftaucht, da manifestiert sich das Böse…«

»Er wird dort unten zugrunde gehen«, erklärte der Djan.

Immer neue Beben durchliefen den Fels.

Asheya schüttelte sich.

»Und wir werden ebenfalls sterben«, schrie er durch den Lärm des arbeitenden Gesteins. »Komm endlich, Mirakel!«

Der Dykte schüttelte den Kopf.

»Gehe vor, Asheya«, sagte er zu dem Alten. »Ich habe das Gefühl, als ob mir Khrögos etwas Wichtiges verraten könnte. Wenn ich nicht nachkomme, dann wird dir Meryna erklären, wer ich bin. Danke ihr in meinem Namen für alles, was sie mir gegeben hat. Lebe wohl, Asheya!«

Der alte Djan wollte noch etwas erwidern, aber Mirakels Gesichtsausdruck sagte ihm, daß die Entscheidung des Dykten unumstößlich war.

»Nun gut, Mirakel. Du weißt, daß dir unsere Häuser immer offen stehen werden. Wenn du mal Hilfe brauchst und wir sie dir geben können, vielleicht sehen wir uns dann wieder…«

Der Dykte sah dem davonstapfenden Djan sinnend nach. »Ja, vielleicht«, murmelte er.

Dann warf er sich in den Abgrund.

Um ihn herum waren stürzende Felsbrocken.

Rasend schnell näherte sich der halb glühende, verwüstete Boden.

Khrögos' Gelächter verstummte. Der Diener Nh'or Thruus verzerrte ungläubig das Gesicht.

Offensichtlich hatte er nicht damit gerechnet, daß der Dykte das Wagnis eingehen würde.

Geschmeidig fing Mirakel den Fall ab und schwebte mehrere Meter über dem heißen Metall der verschmorten Maschinenblöcke.

Khrögos stand knapp dreißig Meter vor ihm. Die Hitze schien dem Vermummten nichts anhaben zu können.

»Narr!« zischte Khrögos finster. »Hast du geglaubt, mich besiegt zu haben? Dreimal muß die Glocke schlagen, Mirakel. So wurde es bestimmt!«

Der Dykte schwebte vorsichtig näher.

Der Kristall an seiner Brust schien zu vibrieren. Kaum wahrnehmbar umgab ihn ein undurchdringliches Kraftfeld, das ihn vor Steinschlag und Hitze schützte.

»Dreimal also!« wiederholte der Dykte. »Ich befürchte, Khrögos, Nh'or Thruu wird seinen Diener diesmal endgültig verlieren.«

»Du wagst es, seinen Namen in den Mund zu nehmen? An diesem Ort?« Khrögos' kalte Augen funkelten plötzlich. »Du bist ein größerer Narr, als ich gedacht hatte!«

Er blickte nach oben. »Da laufen sie, diese Djans«, murmelte er. »Ich sehe sie durch den Fels… Wie sie rennen und eilen! Dabei sind sie trotz allem verloren. – Wie du, Dykte!«

Mirakel beobachtete jede Bewegung seines unheimlichen Gegners. Immer deutlicher wurde ihm bewußt, daß Khrögos eine große Rolle in der Mikroweit spielte.

»Nh'or Thruu hat dich beauftragt, mich' zu überwachen«, stieß der Dykte hervor. »Vielleicht hast sogar du für meine Entführung gesorgt…«

Für einen Augenblick beruhigte sich das Rumoren im Fels.

Khrögos machte eine geringschätzige Geste. »Du mußtest beseitigt werden, Mirakel. Du störtest die Erfüllung gewisser Pläne auf der Erde… Das ist alles, was ich von dir weiß. Du überschätzt deine Bedeutung. Ich wurde erst auf dich aufmerksam, als du in die heiligen Hallen von Sh'ha Urrn eindrangst, in das verbotene Gebiet der Tempelstadt.

Obwohl die Herrscher dich verbannt haben, störst du auch weiterhin ihre Kreise.

Und das bedeutet – Tod!«

Mirakel reagierte blitzschnell, aber doch nicht schnell genug.

Zentimeter nur noch war er von Khrögos entfernt, da wurde er von einem gewaltigen Sog erfaßt. Die Welt um ihn zersplitterte.

*

Erneut war er in eine Dimension der Dämonen verschlagen worden.

Das Licht um Mirakel war grün und schien keinen identifizierbaren Ursprung zu besitzen.

Um ihn herum türmten sich schroffe Felsen. Ihre Farbe erinnerte an Granit, doch wenn sie der Dykte berührte, zerfielen sie sofort zu Staub.

Grobkörniger Sand bedeckte den Boden.

Von Khrögos war nichts zu sehen.

Mirakel verharrte und horchte.

Vor ihm schabte etwas gegen die turmhohen Klippen. Dann wieder Schweigen.

Plötzlich hörte er die Stimme des Dämonendieners.

»Mirakel – dein Weg ist hier beendet! Du wirst sterben! Doch vorher noch eines… Du glaubst, du hättest das Volk der Djans befreit und die Nacht von Nh’or Thruus Unheil-Schläfer gebrochen, aber du irrst dich! Die Freiheit der Djans wird nur kurz währen. Ihr Untergang ist unausweichlich, denn die Herrscher des Mikrokosmos verlangen ihn. Und nun zu den Vollstreckern des Urteils…

Tritt vor, Mirakel!«

Der Dykte zögerte.

Plante Khrögos eine neue Teufelei? War seine Aufforderung nur eine Falle?

Mirakel zuckte die Achseln.

Es war gleichgültig, denn irgendwann mußte es zur Konfrontation kommen. Und Khrögos’ Worte hatten ihn erschreckt. Er mußte erfahren, was Nh’or Thruus Diener beabsichtigte.

Langsam bewegte er sich vorwärts und näherte sich der Öffnung in der Felswand. Der Dykte war bereit auf einen Angriff.

Aber nichts geschah.

»Und nun, Mirakel«, höhnte Khrögos, »nun tritt ein in das wahre Reich der Unheil-Schläfer…«

Der Dykte schritt durch die Öffnung im Stein.

Sein Gesicht wurde grau.

Traumstationen!

Wohin er auch blickte, überall waren die kegelförmigen Glaskäfige. Bis zum fernen Horizont erstreckte sich das gläserne Meer.

Millionen Traumstationen, die Seite an Seite im grünen Licht der

Dämonendimension standen.

Der Anblick ließ den Dykten frieren. Er taumelte wie unter einem körperlichen Schlag.

Er war gescheitert!

»Was du vor dir siehst«, erklärte Khrögos aus dem Nichts heraus, »sind jene Traumstationen, die bis vor fünfhundert Jahren in Djana standen. Als die Metropole der Djans unterging, wurden die Traumstationen mitsamt den darin befindlichen Träumern in diese Welt entführt.

Hier gibt es keine Zeit. Millionen Djans leben noch, und sie träumen seit fünfhundert Jahren.

Sie sind Nh'or Thruus Armee – eine von vielen.«

Der Wächter des Zwielichtflusses lachte.

»Sieh dir alles genau an, Mirakel! Und erkenne, daß du versagt hast, bevor du stirbst…«

Der Dykte überwand den Schock. Seine müde Gestalt straffte sich. »Auch wenn die Zeit in dieser Welt stillsteht – es wird noch eine Weile dauern, bis ich sterbe.«

Khrögos lachte erneut.

»Ich sehe«, grollte er, »daß du kein Feigling bist. Vielleicht gibt es doch noch eine Chance für dich…«

Mirakel horchte auf. Was bedeutete das schon wieder?

»Nh'or Thruu«, fuhr Khrögos fort, »liebt das Spiel. Also gut, Dykte… Spielen auch wir!«

»Und der Einsatz?« fragte Mirakel scharf.

»Auf der einen Seite dein Leben, Dykte. Deines und das der Djans. Wenn du verlierst, sterben auch sie.« Die Stimme schwieg einen Moment. »Auf der anderen Seite setze ich mein Leben. Wenn du mich besiegst, wirst du zurück in deine Welt versetzt und die Träume der Unheil-Schläfer enden. Ihre Kerker öffnen sich, und sie sind frei…«

Der Dykte runzelte die Stirn. »Es klingt fair«, nickte er. »Aber ich traue dir kein ehrliches Spiel zu.« Er lächelte spöttisch. »Wo liegt der Haken?«

Khrögos kicherte.

»Der Haken?« wiederholte er. »Du wirst verlieren, Mirakel. Du wirst sterben. Das ist der Haken an der Sache…«

Donner rollte unvermittelt über den grünen Himmel.

Das Bild der zahllosen Traumstationen verschwamm. Eine trübe Trennwand schien sich zwischen den Dykten und die Glaskäfige zu schieben.

Vorsichtig streckte er einen Arm aus. Als seine Fingerspitzen die Barriere fast berührt hatten, zuckte mit einem Mal ein blendendheller Blitz auf.

Der Dykte wurde mit brutaler Gewalt zurückgeschleudert. Nur der

schützenden, ihn einhüllenden Aura hatte er zu verdanken, daß er unverletzt blieb.

Die Trennwand war für ihn unüberwindbar. Ein längerer Kontakt mit ihr würde ihn unweigerlich töten…

»Hier bin ich, Mirakel!« sagte Khrögos dicht hinter ihm.

Der Dykte wirbelte herum.

Er sah einen schemenhaft erkennbaren Schatten, fühlte sich dann von einer eisernen Faust ergriffen und gegen den Fels geschmettert.

Mirakel stöhnte auf.

Er machte eine instinktive Abwehrbewegung, doch schon war wieder alles leer.

Von fern ertönte spöttisches Gelächter.

Der Dykte bewegte vorsichtig den dröhnenden Schädel.

Khrögos versuchte ihn auf diese Weise zu zermürben. Ahnte er vielleicht, daß der kosmobiologische Energiestrom des Kristalls allmählich versiegte?

Er mußte den Dämonendiener finden und stellen!

Er konzentrierte sich und schoß plötzlich steil in die Höhe. Im Bruchteil einer Sekunde hatte er die Felsen unter sich gelassen.

Er blickte sich um.

Das Bild war deprimierend. Zu seiner Rechten lag das Meer der Traumstationen, abgeriegelt durch die Mauer aus negativer Energie. Zu seiner Linken war das Gebirge. Und es schien kein Ende zu nehmen. Grau und schroff reckten sich die Klippen empor. Zwischen ihnen lag ein undurchschaubares Labyrinth.

Das war alles.

Und Khrögos…

Der Dykte blinzelte. Dort! Weit vor ihm – eine Burg?

Die Burg stand auf der Spitze des höchsten Berges. Ihre Mauern und Zinnen ließen sich kaum vom Fels unterscheiden.

Der Dykte wußte plötzlich, daß dort die Entscheidung fallen würde.

Ein leises Rauschen in der Luft ließ ihn herumfahren.

Was war das?

Zahllose Punkte erschienen plötzlich wie aus dem Nichts am Horizont. Es wurden mehr, so daß sie fast den Himmel verdeckten.

Mirakel blickte nach unten. Die Traumstationen leuchteten plötzlich.

Khrögos mußte dafür verantwortlich sein.

Und diese Schatten in der Ferne – waren Alptraumkreaturen.

Der Dykte beschleunigte und schoß auf die winzig klein wirkende Burg zu.

Das Rauschen in seinem Rücken wurde lauter.

Mirakel wandte den Kopf.

Rasend schnell vergrößerten sich die ersten Punkte und wurden zu geflügelten, fledermausähnlichen Gestalten. Den zähnestarrenden Schnauzen entfuhren schrille, miauende Schreie.

Schneller hetzte der Dykte.

Er mußte die Burg vor den mannsgroßen Fledermäusen erreichen…

Die Trutzburg wuchs förmlich vor seinen Augen. Zum Greifen nahe lag sie endlich vor ihm. Da senkte sich ein Schatten auf den Dykten herab.

Augenblicklich ließ sich Mirakel fallen und entging so einem tödlichen Schlag der Klauen.

Die Fledermaus kreischte auf.

Ihre Artgenossen befanden sich noch in sicherer Entfernung. Von ihnen hatte der Dykte im Augenblick nichts zu befürchten.

Er raste blitzschnell in die Höhe und prallte mit dem verwirrten Alptraumgeschöpf zusammen.

Die Fledermaus überschlug sich mehrmals und trudelte haltlos in die Tiefe. Erst nach kostbaren Sekunden fing sie ihren Sturz mühsam ab und hielt sich mit klatschenden Flügelschlägen in der Luft.

Mirakel atmete auf. Das Ungeheuer war für die nächste Zeit außer Gefecht gesetzt.

Aber es gab noch Millionen seiner Art. Und sie rückten unaufhaltsam näher…

Unter ihm die Burg!

Kein Fenster, keine Tür zeigte sich in dem dunklen, glatten Material der Wälle. Der Hof war klein und achteckig. Die Schatten der Türme verdunkelten ihn.

Der Dykte verharrte unentschlossen. Wie sollte er in diese Festung eindringen?

Tausendfaches, miauendes Kreischen enthob ihn der Entscheidung.

Plötzlich wimmelte es von den riesigen Fledermäusen.

Mirakel raste in einer steilen Kurve davon, kollidierte beinahe mit den Zinnen der Festungsmauer und prallte schmerzhaft auf den Boden.

Er stand für einen Augenblick bewegungslos in der Mitte des Burghofes und starrte nach oben.

Die grüne Fläche des Himmels war hinter dem Gewimmel der schwarzen Fledermausleiber verschwunden.

Kreischend schwebten die Alptraumgeschöpfe herab.

Nur noch Sekunden…

Und keine Tür, kein Fenster, durch die er in das Innere der Burg fliehen und sich retten konnte!

Krachend öffnete sich unter ihm der Boden.

*

Der Dykte fiel mehrere Meter haltlos, prallte dann auf etwas Hartes und erhielt einen gewaltigen Schlag.

Stöhnend sackte er zusammen.

Grelles, weißes Licht flammte auf und blendete ihn.

Er befand sich in einer riesigen kahlen Halle. An der Stirnseite – gegenüber einem breiten Holztor – stand ein schwarzer Steinthron.

Sonst war alles leer.

Doch wer hatte ihn geschlagen?

Geschmeidig kam der Dykte auf die Beine.

Da traf ihn ein Stoß in den Nacken und schleuderte ihn wieder zu Boden.

Mirakel rollte sich ab und hielt schützend die Arme über den Kopf. Aus dem Nichts prasselten mächtige Hiebe auf ihn herab.

Der Dykte wich mehr und mehr zurück.

Kein Flimmern, kein Schatten verriet den Standort seines unsichtbaren Gegners. Und immer wieder durchbrachen die Schläge seine Deckung. Bei jedem Treffer glühte der schützende Schirm aus kosmobiologischer Urenergie warnend auf.

Mirakel duckte sich und lief im Zickzack zum Holztor. Er rüttelte an dem metallenen Türknauf. Lautlos und spielerisch leicht schwang die Pforte auf.

Dahinter lag ein dämmriger Gang.

Der Dykte hastete weiter.

Hinter ihm klapperten hohl die Schritte des Unsichtbaren.

Der Gang machte eine Biegung.

Der Dykte zuckte zurück.

Direkt vor seinen Füßen lag ein endloser Abgrund. Aus der Tiefe schlug ihm Schwefelgeruch entgegen.

War dies der Schlund, in den die Frauen und Kinder der Djans gestoßen wurden, wenn sie in die Hände der Wolfsmenschen gerieten?

Leises Gelächter in seinem Rücken warnte ihn.

Ein Schatten!

Die Silhouette verfestigte sich rasch und wurde zu einem kompakten Körper.

Khrögos!

Der Dämonendiener lächelte spöttisch. Fast amüsiert breitete er die Arme aus und sagte: »Ich habe es dir prophezeit, Mirakel! Freiwillig bist du zum Ort deines Todes gekommen. Dort der Schlund – in ihn wirst du fallen.«

Mirakel spannte seine Muskeln.

»Der Schlund ist ein unersättlicher Moloch, Mirakel. Es gab ihn schon, bevor diese Burg erbaut wurde. Urzeiten hat er gesehen – und Myriaden Opfer verschlungen…«

Khrögos schwieg einen Moment. Mit einem rätselhaften Gesichtsausdruck sah er an Mirakel vorbei in den finsteren Abgrund.

»Niemand weiß, wohin er führt. Niemand kam jemals zurück. Ein gutes Grab, Mirakel!«

Ein Unterton in der Stimme des Dämonendieners warnte den Dykten.

Er fing Khrögos' Hieb ab und schlug seinerseits zu. Doch seine Schläge verpufften.

Khrögos lachte.

»Deine Kraft versiegt, Dykte!« triumphierte er und trat einen Schritt näher.

Der Mirakelstern funkelte auf. Geblendet schloß Khrögos die Augen.

»Der verfluchte Kristall wird dir diesmal auch nicht helfen!« keuchte.

Mirakel zuckte zur Seite und wollte sich an dem Dämonendiener vorbeischieben, doch kräftige Hände hielten ihn fest. Verzweifelt versuchte sich der Dykte aus der Umklammerung zu befreien.

Hinter ihm gähnte der Abgrund.

Mit aller Macht hielt Mirakel Khrögos' Druck stand.

Schweiß glänzte auf seiner Stirn. Er durfte jetzt nicht aufgeben. Wenn er dem Vermummten nachgab, stürzte er rettungslos in den Schlund.

Die keuchenden Atemzüge der beiden ungleichen Gegner lärmten in der Stille, die über dem dämmerigen Gang lag. Keiner von ihnen wich auch nur einen Zentimeter von der Stelle.

Die Sekunden verrannen und wurden zu Minuten.

Dem Dykten wurde schwarz vor Augen. Mehr und mehr ebbte der Strom der kosmischen Energie ab. Selbst das weiße Funkeln des Kristalls hatte sich verfinstert.

Khrögos bemerkte den Zustand des Dykten und verdoppelte seine Anstrengungen.

Trotz aller Bemühungen wurde Mirakel zum Abgrund zurück gedrängt.

Plötzlich trat sein rechter Fuß ins Leere.

Nackte Angst durchzuckte den Dykten.

Aus, dachte er.

Khrögos lachte höhnisch und holte aus zum entscheidenden Schlag.

Die Todesangst mobilisierte in Mirakel die letzten Reserven. Sein Kopf zuckte zur Seite, und die Faust schoß dicht an seinem Ohr vorbei.

Khrögos taumelte. Für einen Moment lockerte sich sein erbarmungsloser Griff.

Mirakel stieß den Dämonendiener zurück, sprang mit einem Satz fort vom Abgrund und stürzte fast. Aus den Augenwinkeln sah er Khrögos wieder heranstürmen.

Der Dykte blieb starr stehen. Erst im letzten Moment ließ er sich fallen.

Khrögos konnte den Schwung seines Angriffs nicht mehr rechtzeitig abfangen. Er stürzte über Mirakels gekrümmten Rücken, rutschte über die Kante und verschwand aufschreiend in der Finsternis des Schlundes.

Gewonnen, dachte Mirakel wie betäubt.

Die Mauern um ihn herum verblaßten. Ein Seufzen ertönte. Die Burg war plötzlich verschwunden.

Der Dykte stand einsam auf dem kahlen Gipfel des Berges. Scharfer Wind pfiff an ihm vorbei.

Das Heer der Fledermäuse war nicht mehr zu sehen. Und weit hinten, dort, wo sich das Meer der Millionen Traumstationen ausbreitete, erlosch das unheilbringende Leuchten.

Fast vermeinte der Dykte die Woge der grenzenlosen Erleichterung zu fühlen, die von den erlösten Djans in den Glaskäfigen ausging.

Die Zeit der Unheil-Schläfer war zu Ende. Diesmal endgültig!

Nh'or Thruu, der Irre von Zoor, hatte eine Niederlage erlitten – und ein ganzes Volk die Freiheit wiedererlangt.

Ein Zerren durchlief Mirakels Körper.

Er sträubte sich nicht dagegen.

Mit Khrögos' Tod erlosch auch der Bann, der ihn in dieser Welt festhielt.

Der Dämonendiener hatte die Wahrheit gesprochen. Sein Ende bedeutete gleichzeitig Mirakies Rückkehr auf die Erde…

Das Zerren wurde stärker.

Und dann erfolgte der Sprung…

*

Die Erde!

Mirakel taumelte.

Der Himmel über ihm war blau und von Wolken bedeckt. Der Wind roch nach Blütenstaub.

Mirakel blickte sich um.

Der Wald unter ihm war unverkennbar irdisch. Im Osten erkannte er die Skyline einer großen Stadt. Ein Flugzeug senkte sich scheinbar auf die Hochhäuser.

Dort ein breiter Fluß.

Der Main…

Frankfurt!

Mirakel war zu Hause.

Seine Odyssee durch den Mikrokosmos lag hinter ihm.

In tiefen Zügen atmete er die frische Luft ein und genoß ihren vertrauten Geruch.

Vor seinem geistigen Auge passierten noch mal die Dinge Revue, die er erlebt hatte wie in einem Rausch.

Wie ein Traum kam ihm plötzlich alles vor.

Die Begegnung mit Khrögos, die Erkenntnis, daß Nh'or Thruu zum ersten Mal intensiv in sein Leben eingegriffen hatte – und die Erscheinung der unheimlichen Dämonenschlange aus dem Reich der Finsternis.

Sie war in seine Welt, in seine Zeit gekommen.

Zufall? Ein Zwischenfall? Oder eine geplante Aktion, die mit einem wahrhaft dramatischen Auftakt mitten in der Stadt, in der er lebte, begonnen hatte?

Die Schlange – war sie eventuell ein Traumbild der Unheil-Schläfer gewesen, das Eingang gefunden hatte in die »normale« Dimension, in den »normalen« Kosmos?

Oder war die Schlange ganz und gar Khrögos selbst gewesen? Der schlimme Feind, der Diener eines noch Schlimmeren, der es geschickt verstand sich zu verbergen, hatte seine gestaltwandlerischen Fähigkeiten unter Beweis gestellt.

Die mittelbar und unmittelbar in die Ereignisse mit hineingezogen worden waren, würden sich wohl bald fragen, ob ihnen ihre Sinne an jenem späten Nachmittag nicht nur einen bösen Streich gespielt hatten.

Für ihn, Morell alias Mirakel, würde sich diese Frage nicht stellen. Er wußte, daß sich zum ersten Mal in seinem Dyktendasein Feinde zu Wort gemeldet hatten, die möglicherweise bestimmend gewesen waren beim Untergang eines Volkes, das in absoluter Harmonie mit allem Leben, mit dem Universum gestanden hatte. Dieses Volk war ein Teil seines Daseins. Er war sowohl Dykte als auch Mensch. Spurlos verlor sich die Fährte der großen Rasse irgendwo im Universum – vielleicht ganz und gar irgendwo im Labyrinth der mikroskopisch kleinen Welten…

Wer wußte dies zu sagen?

Man hatte ihn als Dykten erkannt, weil man dort von den Dykten wußte.

In Vergangenheit und Zukunft schien es ein Geheimnis um sie zu geben, das er nicht mal in Umrissen ahnte…

Er dachte auch an die Djans. Besonders an Meryna.

Er wußte nicht, was aus ihnen geworden war, aber er wünschte ihnen für den Neubeginn alles Glück der Welt.

Vielleicht würde er Meryna mal wiedersehen…

Vielleicht…

Aber vorher gab es viel zu tun. Noch existierte das Dämonenreich. Noch bedrohte es die Menschen.

Und trotz der erlittenen Niederlage verfügten die Dämonen über eine gewaltige Macht.

Der Dykte straffte sich.

Das Bild der drei Eichen erschien vor seinen Augen.

Es wurde Zeit, den Kristall aufzuladen. Bald, so wußte Mirakel, würde er ihn wieder benötigen…

ENDE